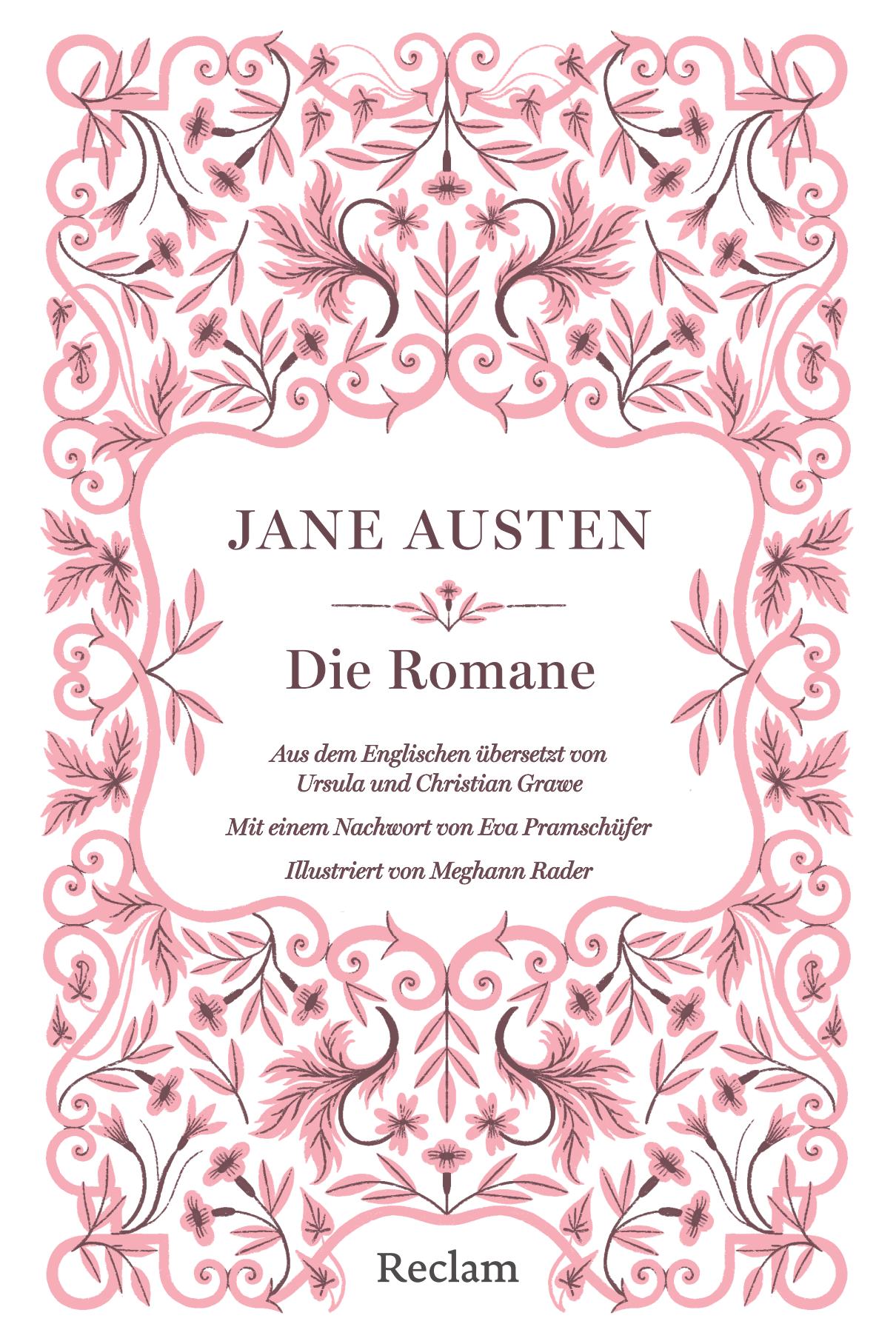


JANE AUSTEN



Die Romane



JANE AUSTEN

Die Romane

*Aus dem Englischen übersetzt von
Ursula und Christian Grawe*

Mit einem Nachwort von Eva Pramschüfer

Illustriert von Meghann Rader

Reclam



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist ausgeschlossen.



2025 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
info@reclam.de
Umschlagabbildung und Illustration:
© Meghann Rader Licensed by JEHANE Ltd
Umschlaggestaltung: Philipp Reclam jun. Verlag GmbH
Druck und buchbinderische Verarbeitung:
Druckerei C.H.Beck, Bergerstraße 3–5, 86720 Nördlingen
Printed in Germany 2025
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011520-6
reclam.de

INHALT



Verstand und Gefühl 7

Stolz und Vorurteil 335

Mansfield Park 667

Emma 1097

Kloster Northanger 1527

Überredung 1741

ANHANG

Anmerkungen 1983

Zu dieser Ausgabe 2011

Nachwort 2013







The image features a decorative border composed of stylized pink flowers and leaves, arranged in a circular pattern around the center. The flowers have five petals and a dark center, while the leaves are long and pointed. The border is set against a plain white background.

Verstand und Gefühl

KAPITEL 1



Die Familie Dashwood war seit langem in Sussex ansässig. Ihr Besitz war ausgedehnt, und ihr Herrenhaus lag in Norland Park, im Zentrum ihrer Ländereien, wo sie viele Generationen lang auf so achtbare Weise gelebt hatten, dass sie bei den Bekannten in der Umgebung allgemein in hohem Ansehen standen. Der vorherige Eigentümer des Besitzes war ein Junggeselle, der ein sehr hohes Alter erreicht und in seiner Schwester viele Jahre lang eine ständige Gefährtin und Haushälterin gehabt hatte. Aber ihr Tod, der zehn Jahre vor seinem eigenen eintrat, brachte große Veränderungen in seinem Haus mit sich, denn um ihren Verlust zu ersetzen, lud er die Familie seines Neffen Mr. Henry Dashwood ein, des gesetzlichen Erben von Norland, dem er den Besitz ohnehin vermachen wollte, in seinem Haus zu leben. In der Gesellschaft seines Neffen und seiner Nichte und ihrer Kinder verbrachte der alte Herr seine Tage in großer Behaglichkeit. Alle wuchsen sie ihm mehr und mehr ans Herz. Die ständige Sorge von Mr. und Mrs. Henry Dashwood um sein Wohlergehen, die nicht bloßem Eigennutz, sondern echter Herzensgüte entsprang, gewährte ihm all die Bequemlichkeit, die er in seinem Alter brauchte, und die Ausgelassenheit der Kinder gab seinem Leben einen zusätzlichen Reiz.

Aus einer früheren Ehe hatte Mr. Henry Dashwood einen Sohn, von seiner jetzigen Gemahlin drei Töchter. Der Sohn, ein zuverlässiger, angesehener junger Mann, war durch das beträchtliche Vermögen seiner Mutter, das bei seiner Volljährigkeit zur Hälfte in seinen Besitz gekommen war, großzügig versorgt. Durch seine eigene Heirat, die kurz darauf stattfand, vergrößerte er sein Vermögen noch weiter. Die Nachfolge auf Norland war also für ihn nicht so unbedingt wichtig wie für seine Schwestern, denn ihr Vermögen würde ohne das, was ihnen durch den Anspruch ihres Vaters auf den Besitz zufallen würde, nur gering sein. Ihre Mutter hatte nichts, und ihr Vater nur siebentausend Pfund zu seiner eigenen Verfügung, denn die restliche Hälfte des Vermögens seiner ersten Frau sollte ebenfalls an ihren Sohn übergehen, und er verfügte darüber nur zu seinen Lebzeiten.

Der alte Herr starb, sein Testament wurde eröffnet und gab wie fast alle Testamente ebenso Anlass zu Enttäuschung wie zu Freude. Er war weder so ungerecht noch so undankbar, seinem Neffen den Besitz vorzuenthalten, aber er vermachte ihn ihm unter Bedingungen, die das Erbe zur Hälfte wieder entwerteten. Mr. Dashwood war daran mehr um seiner Frau und seiner Töchter willen als seinet- und seines Sohnes wegen gelegen gewesen, aber eben an diesen Sohn und dessen Sohn, ein Kind von vier Jahren, ging der Besitz über, und zwar so, dass der Vater keine Möglichkeit hatte, durch eine finanzielle Belastung des Grundbesitzes oder durch den Verkauf seines wertvollen Holzbestandes für *die* zu sorgen, die ihm am nächsten standen und die seine Fürsorge am dringlichsten brauchten. Alles sollte eines Tages diesem Kind zugutekommen, das bei den gelegentlichen Besuchen mit seinem Vater und seiner Mutter durch Reize, die bei zwei- oder dreijährigen Kindern durchaus nicht ungewöhnlich sind, wie eine kindliche Aussprache, den unbeirrbaren Wunsch, seinen Willen durchzusetzen, viele ausgelassene Streiche und eine Menge Krach, die Zuneigung seines Großonkels so weit gewonnen hatte, dass all die Fürsorge, die dieser jahrelang von seiner Nichte und ihren Töchtern empfangen hatte, sie nicht aufwogen. Er hatte allerdings nicht die Absicht, lieblos zu sein, und als Beweis seiner Zuneigung zu den drei Mädchen hinterließ er jeder eintausend Pfund.

Mr. Dashwoods Enttäuschung war zuerst empfindlich. Aber er war von Natur heiter und optimistisch und hatte allen Grund zu der Hoffnung, noch viele Jahre zu leben und durch sparsames Wirtschaften eine erhebliche Summe aus dem Ertrag eines Besitzes beiseitezulegen, der ohnehin schon ergiebig war und fast von heute auf morgen noch ertragreicher gemacht werden konnte. Aber der Reichtum, der so lange auf sich hatte warten lassen, sollte ihm nur ein Jahr lang zugutekommen. Länger überlebte er seinen Onkel nicht, und zehntausend Pfund, einschließlich der Summe an die Mädchen, war alles, was für seine Witwe und seine Töchter übrig blieb.

Sobald sein Gesundheitszustand erkannt war, wurde sein Sohn gerufen, und mit all der Überzeugungskraft und Eindringlichkeit, die er bei seiner Krankheit aufbringen konnte, legte ihm Mr. Dashwood die Sorge um seine Stiefmutter und seine Schwestern ans Herz.

Mr. John Dashwood ließ sich nicht so von Gefühlen leiten wie der Rest der Familie. Aber ein solcher Wunsch zu einer solchen Zeit verfehlte seine Wirkung auf ihn nicht, und er versprach, alles in seiner Macht Stehende zu



tun, um ihnen das Leben zu erleichtern. Sein Vater fühlte sich durch diese Versicherung von einer Last befreit, und Mr. John Dashwood hatte nun Muße, darüber nachzudenken, wie weit er bei aller Vorsicht in seiner Hilfsbereitschaft gehen konnte.

Er hatte keinen schlechten Charakter, es sei denn, man hielte eine gewisse Gefühlskälte und einen gewissen Egoismus für einen Mangel an Charakter, aber er war im Allgemeinen recht angesehen, denn er ließ es bei der Erfüllung seiner alltäglichen Pflichten an Anstand nicht fehlen. Hätte er eine liebenswürdigere Frau geheiratet, hätte er sich vielleicht zu einem noch angeseheneren, hätte er sich vielleicht sogar zu einem liebenswürdigen Menschen entwickelt, denn er war noch sehr jung, als er heiratete, und hing sehr an seiner Frau. Aber Mrs. John Dashwood war eine ausgesprochene Karikatur seiner selbst: nur noch engstirniger und egoistischer.

Als er seinem Vater sein Versprechen gab, dachte er daran, das Vermögen seiner Schwestern durch ein Geschenk von je eintausend Pfund zu vergrößern. Er glaubte damals selbst, es über sich bringen zu können. Die Aussicht auf viertausend Pfund pro Jahr zusätzlich zu seinem gegenwärtigen Einkommen, dazu die restliche Hälfte aus dem Vermögen seiner Mutter, erwärme ihm das Herz und gab ihm das Gefühl, er könne sich Großzügigkeit leisten. Ja, er würde ihnen dreitausend Pfund geben, das wäre generös und nobel! Es wäre genug, um sie aller Sorgen zu entheben. Dreitausend Pfund! Er könnte eine so erhebliche Summe ohne große Einschränkungen entbehren. Er dachte den ganzen Tag und noch viele weitere Tage darüber nach und bereute nichts.

Kaum war das Begräbnis seines Vaters vorüber, als Mrs. John Dashwood, ohne ihre Schwiegermutter vorher von ihrer Absicht in Kenntnis zu setzen, mit ihrem Kind und ihrem Personal eintraf. Niemand konnte ihr das Recht zu kommen streitig machen; das Haus gehörte unmittelbar mit dem Tod seines Vaters ihrem Mann. Die Ungehörigkeit ihres Benehmens wurde außerordentlich stark empfunden und wäre für jede Frau in Mrs. Dashwoods Lage, die auch nur ein Fünkchen Zartgefühl gehabt hätte, äußerst unangenehm gewesen. Aber sie selbst besaß ein so ausgeprägtes Ehrgefühl, eine so romantische Großzügigkeit, dass eine derartige Beleidigung, gleichgültig, wer sie verursachte oder wem sie zugefügt wurde, sie mit unüberwindlicher Abscheu erfüllte. Mrs. John Dashwood war bei der Familie ihres Mannes nie sehr beliebt gewesen. Aber sie hatte bis zum ge-

genwärtigen Zeitpunkt keine Gelegenheit gehabt, ihnen zu zeigen, mit wie wenig Rücksicht auf das Wohlergehen anderer sie handeln konnte, wenn die Umstände es erforderten.

So empfindlich traf Mrs. Dashwood dieses unfreundliche Verhalten und so gründlich verachtete sie ihre Schwiegertochter dafür, dass sie bei ihrer Ankunft auf der Stelle ausgezogen wäre, wenn das Zureden ihrer ältesten Tochter sie nicht veranlasst hätte, erst noch einmal über die Richtigkeit ihrer Abreise nachzudenken, und wenn ihre eigene zärtliche Liebe für alle drei Kinder sie anschließend nicht bewogen hätte, zu bleiben und um ihretwillen den Bruch mit ihrem Stiefsohn zu vermeiden.

Elinor, die älteste Tochter, deren Rat befolgt wurde, besaß einen so klaren Verstand und ein so nüchternes Urteilsvermögen, die sie trotz ihrer neunzehn Jahre zur Ratgeberin ihrer Mutter machten und es ihr häufig erlaubten, zum Vorteil aller, der Impulsivität von Mrs. Dashwood entgegenzuwirken, die sonst zu vorschnellem Handeln geführt hätte. Sie war ein hochherziger Mensch, liebevoll von Natur, mit starken Empfindungen, aber sie wusste sich zu beherrschen – eine Kunst, die ihre Mutter noch lernen musste und die eine ihrer Schwestern entschlossen war, sich niemals beibringen zu lassen.

Mariannes Fähigkeiten standen denen Elinors keineswegs nach. Sie war gefühlvoll und gescheit, aber in allem überspannt. Ihr Schmerz und ihre Freude kannten kein Maß. Sie war großzügig, liebenswürdig, interessant, sie war alles – außer besonnen. Die Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrer Mutter war auffallend groß.

Elinor betrachtete das Übermaß von Empfindsamkeit bei ihrer Schwester mit Sorge. Aber von Mrs. Dashwood wurde es geschätzt und ermutigt. Die beiden bestärkten sich nun gegenseitig in ihrem heftigen Schmerz. Der grenzenlose Jammer, der sie zuerst überwältigt hatte, wurde neu belebt, absichtlich erneuert, wurde immer wieder aufgerührt. Sie gaben sich ihrem Kummer völlig hin, suchten ihr Elend durch jedes Thema zu steigern, das sich dazu anbot, und waren entschlossen, auch in Zukunft für keinen Trost empfänglich zu sein. Auch Elinor litt sehr, aber sie konnte sich wehren, sie konnte sich überwinden. Sie konnte Beratungen mit ihrem Bruder führen, ihre Schwägerin bei ihrer Ankunft empfangen und mit der nötigen Aufmerksamkeit behandeln, ihre Mutter zu ähnlicher Selbstüberwindung aufrütteln und zu ähnlicher Nachsicht ermuntern.



Margaret, die dritte Schwester, war ein gutmütiges, zugängliches Mädchen. Aber da bereits eine Menge von Mariannes Schwärmerei auf sie abgefärbt hatte, ohne dass sie deren Einsicht besaß, waren mit dreizehn ihre Aussichten, es später im Leben mit ihren Schwestern aufzunehmen zu können, gering.

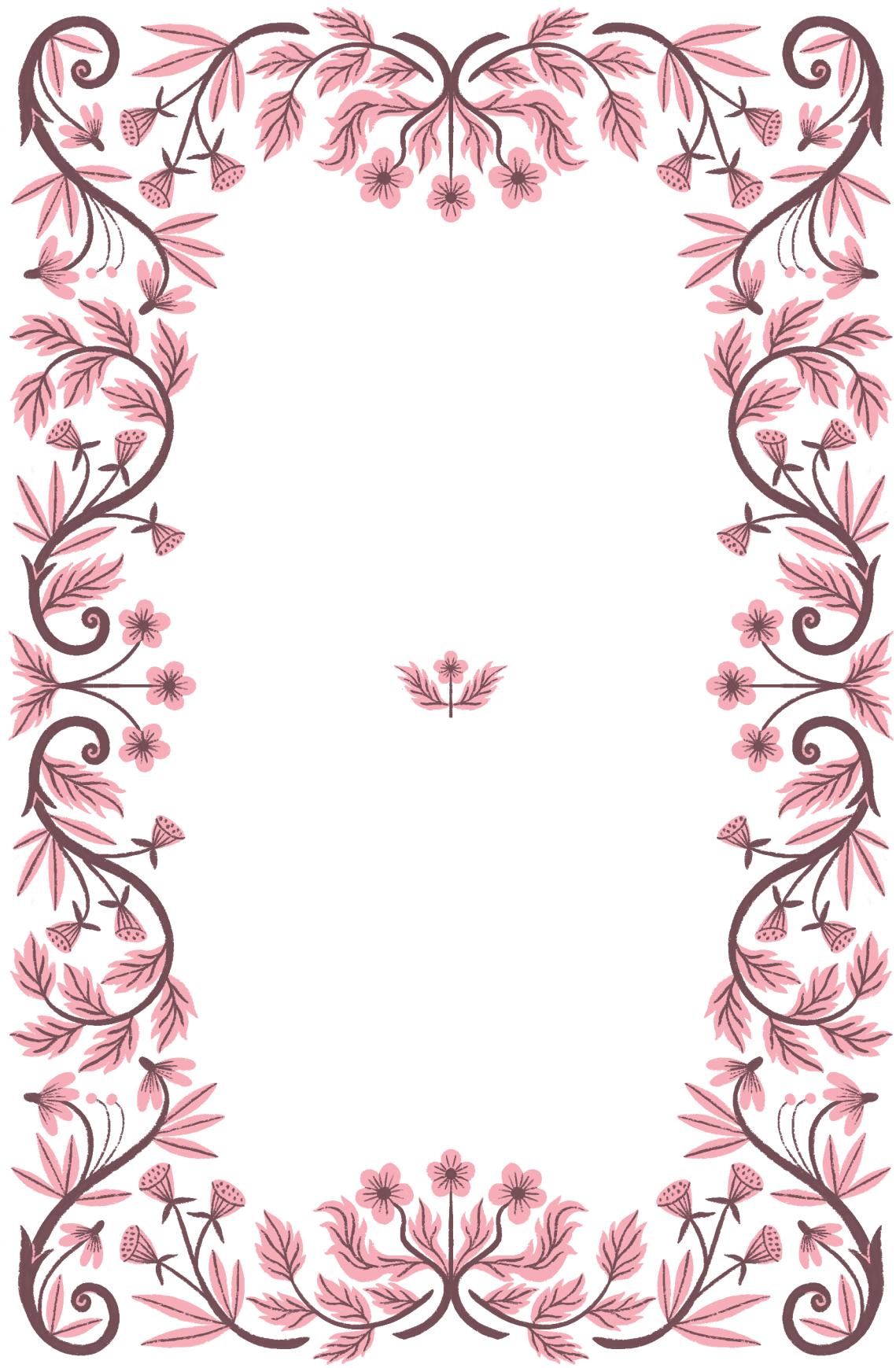
KAPITEL 2



Mrs. John Dashwood ließ sich nun als Hausherrin in Norland nieder, und ihre Schwiegermutter und Schwägerinnen wurden zu bloßen Besuchern herabgesetzt. Als solche wurden sie von ihr allerdings mit reservierter Höflichkeit und von ihrem Mann mit so viel Wohlwollen behandelt, wie er für Menschen außer sich selbst, seiner Frau und seinem Kind aufzubringen vermochte. Er drang sogar mit einer gewissen Ehrlichkeit in sie, Norland als ihr Zuhause zu betrachten, und da sich Mrs. Dashwood keine bessere Möglichkeit bot, als zu bleiben, bis sie ein Haus in der Nachbarschaft gefunden hatte, wurde seine Einladung angenommen.

Weiter an einem Ort zu leben, wo alles sie an früheres Glück erinnerte, war genau das, was sie in ihrer Gemütsverfassung brauchte. An heiteren Tagen strahlte niemand so viel Heiterkeit aus wie sie oder war in solchem Maße von jener unerschütterlichen Glückserwartung erfüllt, die schon das Glück selbst bedeutet. Aber im Schmerz ließ sie sich ebenso von ihrer Einbildungskraft hinreißen und war für Trost so unzugänglich, wie sie im Glück unbeirrbar war.

Mrs. John Dashwood billigte ganz und gar nicht, was ihr Mann für seine Schwestern zu tun beabsichtigte. Das Vermögen ihres lieben kleinen Jungen um dreitausend Pfund zu schmälern, würde ihn auf den trostlosesten Grad von Armut reduzieren! Sie drang in ihren Mann, sich die Sache noch einmal zu überlegen. Wie konnte er es vor sich selbst verantworten, sein Kind, und noch dazu sein einziges Kind, einer solchen riesigen Summe zu berauben? Und welchen Anspruch an seine Großzügigkeit auf eine so gro-





Stolz
und
Vorurteil

KAPITEL 1



Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, dass ein alleinstehender Mann im Besitz eines hübschen Vermögens nichts dringender braucht als eine Frau.

Zwar sind die Gefühle oder Ansichten eines solchen Mannes bei seinem Zuzug in eine neue Gegend meist unbekannt, aber diese Wahrheit sitzt in den Köpfen der ansässigen Familien so fest, dass er als das rechtmäßige Eigentum der einen oder anderen ihrer Töchter betrachtet wird.

»Mein lieber Mr. Bennet«, sagte seine Gemahlin eines Tages zu ihm, »hast du gehört, dass Netherfield Park endlich vermietet ist?«

Mr. Bennet antwortete, das habe er nicht.

»Doch, doch«, erwiderte sie, »Mrs. Long war nämlich gerade hier und hat es mir lang und breit erzählt.«

Mr. Bennet gab keine Antwort.

»Willst du denn gar nicht wissen, an wen?«, rief seine Frau ungeduldig.

»Du willst es mir erzählen, und ich habe nichts dagegen, es mir anzuhören.«

Das genügte ihr als Aufforderung.

»Stell dir vor, mein Lieber, Mrs. Long sagt, dass ein junger Mann aus dem Norden Englands mit großem Vermögen Netherfield gemietet hat; dass er am Montag in einem Vierspanner heruntergekommen ist, um sich den Besitz anzusehen, und so entzückt war, dass er mit Mr. Morris sofort einig geworden ist; dass er angeblich noch vor Oktober einziehen will und ein Teil seiner Dienerschaft schon Ende nächster Woche im Haus sein soll.«

»Wie heißt er denn?«

»Bingley.«

»Ist er verheiratet oder ledig?«

»Na, ledig natürlich! Ein alleinstehender Mann mit großem Vermögen; vier- oder fünftausend pro Jahr. Ist das nicht schön für unsere Mädchen!«

»Wieso? Was hat das mit ihnen zu tun?«



»Mein lieber Mr. Bennet«, erwiderte seine Frau. »Wie kannst du nur so schwerfällig sein! Du musst dir doch denken können, dass er eine von ihnen heiraten soll.«

»Ist er deshalb hierhergezogen?«

»Deshalb! Unsinn, wie kannst du nur so etwas sagen! Aber es könnte doch gut sein, dass er sich in eine von ihnen verliebt, und darum musst du ihm einen Antrittsbesuch machen, sobald er kommt.«

»Dazu sehe ich gar keine Veranlassung. Warum gehst du nicht mit den Mädchen hin, oder besser noch, schick sie allein, sonst wirft Mr. Bingley noch ein Auge auf dich; so hübsch wie sie bist du allemal.«

»Mein Lieber, du schmeichelst mir. Ich konnte mir auf meine Schönheit früher etwas einbilden, aber jetzt halte ich mir darauf nicht mehr viel zu gute. Wenn eine Frau fünf erwachsene Töchter hat, sollte sie nicht mehr an ihre eigene Schönheit denken.«

»In solchen Fällen ist ihre Schönheit oft auch nicht mehr der Rede wert.«

»Trotzdem, mein Lieber, du musst unbedingt Mr. Bingley besuchen, wenn er eingezogen ist.«

»Das ist mehr, als ich versprechen kann.«

»Aber denk doch an deine Töchter. Was für eine Partie wäre das für eine von ihnen. Sogar Sir William und Lady Lucas wollen bei ihm vorsprechen, und zwar nur deshalb, denn im Allgemeinen machen sie neuen Nachbarn ja keine Besuche. Du musst einfach hingehen. Wie können wir ihn denn besuchen, wenn du nicht gehst.«

»Du hast zu viele Bedenken. Ich bin überzeugt, Mr. Bingley freut sich über euren Besuch. Ich gebe dir ein paar Zeilen mit meiner herzlichen Zustimmung mit, diejenige meiner Töchter zu heiraten, die ihm am besten gefällt. Allerdings muss ich ein gutes Wort für meine kleine Lizzy einlegen.«

»Das wirst du nicht tun. Lizzy ist keinen Deut besser als die anderen; und ich finde, sie ist bei weitem nicht so hübsch wie Jane und bei weitem nicht so vergnügt wie Lydia. Aber immer ziehst du sie vor.«

»Keine von ihnen ist besonders empfehlenswert«, antwortete er; »sie sind alle genauso albern und dumm wie andere Mädchen. Nur begreift Lizzy etwas schneller als ihre Schwestern.«

»Mr. Bennet, wie kannst du nur über deine eigenen Kinder so abfällig reden! Es macht dir Spaß, mich zu ärgern. Mit meinen armen Nerven hast du wohl gar kein Mitleid.«

»Du missverstehst mich, meine Liebe. Ich habe großen Respekt vor deinen Nerven. Sie und ich sind alte Freunde. Seit mindestens zwanzig Jahren höre ich dich von ihnen mit großer Besorgnis sprechen.«

»Oh, du ahnst ja nicht, was ich durchmache!«

»Aber ich hoffe, du wirst es überleben und noch viele junge Männer mit viertausend pro Jahr hierherziehen sehen.«

»Da du sie nicht besuchen willst, werden uns auch zwanzig nicht nützen.«

»Sei überzeugt, meine Liebe, wenn zwanzig da sind, werde ich sie alle besuchen.«

In Mr. Bennet vereinigten sich Schlagfertigkeit, sarkastischer Humor, Gelassenheit und kauzige Einfälle zu einer so merkwürdigen Mischung, dass es seiner Frau auch in dreiundzwanzig Ehejahren nicht gelungen war, seinen Charakter zu begreifen. Ihr Gemüt war leichter zu durchschauen. Sie war eine Frau von geringer Einsicht, wenig Weltkenntnis und vielen Launen. Wenn sie unzufrieden war, glaubte sie, nervöse Zustände zu haben. Ihre Lebensbeschäftigung war die Verheiratung ihrer Töchter, Besuche und Neuigkeiten waren ihr Lebenstrost.

KAPITEL 2



Mr. Bennet war einer der Ersten, die Mr. Bingley ihre Aufwartung machten. Er hatte von Anfang an vorgehabt, ihn aufzusuchen, obwohl er seiner Frau bis zuletzt das Gegenteil versichert hatte; und bis zum Abend nach dem Besuch wusste sie auch nichts davon. Dann aber kam es folgendermaßen ans Licht: Während Mr. Bennet seiner zweiten Tochter beim Annähen eines Hutbandes zusah, sagte er plötzlich zu ihr:

»Hoffentlich gefällt es Mr. Bingley, Lizzy.«

»Wie sollen wir denn wissen, was Mr. Bingley gefällt«, sagte ihre Mutter pikiert, »wenn wir ihn nicht besuchen dürfen.«

»Aber vergiss nicht, Mama«, sagte Elizabeth, »dass wir ihm in Gesell-

schaft begegnen werden und Mrs. Long versprochen hat, ihn uns vorzustellen.«

»Mrs. Long wird nichts dergleichen tun. Sie hat selbst zwei Nichten. Sie ist eine egoistische Heuchlerin, und ich halte gar nichts von ihr.«

»Ich auch nicht«, sagte Mr. Bennet, »und wie ich glücklicherweise sagen kann, werdet ihr auf die Gefälligkeit auch nicht angewiesen sein.«

Mrs. Bennet ließ sich zu keiner Antwort herab, aber da sie sich nicht beherrschen konnte, fing sie an, eine ihrer Töchter auszuschimpfen.

»Hör auf zu husten, Kitty, um Himmels willen! Nimm ein bisschen Rücksicht auf meine Nerven. Du trampelst auf ihnen herum.«

»Kittys Husten ist wirklich rücksichtslos«, sagte ihr Vater, »sie hustet zur falschen Zeit.«

»Ich huste ja schließlich nicht zum Vergnügen«, antwortete Kitty ärgerlich.

»Wann ist denn dein nächster Ball, Lizzy?«

»Morgen in vierzehn Tagen.«

»Ach, richtig«, rief ihre Mutter, »und Mrs. Long kommt erst am Tag vorher zurück. Deshalb kann sie ihn uns auch nicht vorstellen, denn sie kennt ihn selbst noch nicht.«

»Dann, meine Liebe, wirst du deiner Freundin zuvorkommen und das Vergnügen haben, Mr. Bingley ihr vorzustellen.«

»Ausgeschlossen, Mr. Bennet, ausgeschlossen, wenn ich ihn doch selbst nicht kenne. Du willst uns auf den Arm nehmen.«

»Deine Umsicht ehrt dich. Eine vierzehntägige Bekanntschaft ist natürlich nicht viel. Nach vierzehn Tagen kennt man einen Menschen ja kaum. Aber wenn wir es nicht wagen, wird es jemand anders tun; und schließlich müssen auch Mrs. Long und ihre Nichten ihre Chance wahrnehmen, und deshalb wäre sie dir für diesen Liebesdienst sicher dankbar. Wenn du es also ablehnst, werde ich es in die Hand nehmen.«

Die Mädchen starrten ihren Vater an. Mrs. Bennet sagte nur: »Unsinn, Unsinn!«

»Darf ich auch den Sinn dieser so entschiedenen Ablehnung erfahren?«, rief er. »Hältst du die gesellschaftlichen Umgangsformen für Unsinn? Legst du gar keinen Wert auf eine korrekte Vorstellung? Da kann ich dir nicht ganz zustimmen. Was meinst du, Mary? Du bist doch eine grundgescheite junge Dame, liest gewichtige Bücher und machst dir Auszüge daraus.«

Mary hätte gerne etwas Tiefsinniges gesagt, aber es fiel ihr nichts ein.

»Wir wollen«, fuhr er fort, »während Mary ihre Gedanken zurechtlegt, zu Mr. Bingley zurückkehren.«

»Ich habe genug von Mr. Bingley!«, rief seine Frau.

»Das zu hören, bedaure ich. Aber warum hast du mir das nicht vorher gesagt? Wenn ich das heute Vormittag gewusst hätte, hätte ich ihm meine Aufwartung gar nicht erst gemacht. Eine unglückliche Situation, aber da ich ihn nun schon einmal aufgesucht habe, lässt sich die Bekanntschaft nicht mehr umgehen.«

Das Erstaunen der Damen war ganz nach seinem Wunsch. Mrs. Bennets Überraschung war vielleicht am größten, aber als der erste Freudentaumel vorüber war, erklärte sie, genau das habe sie die ganze Zeit erwartet.

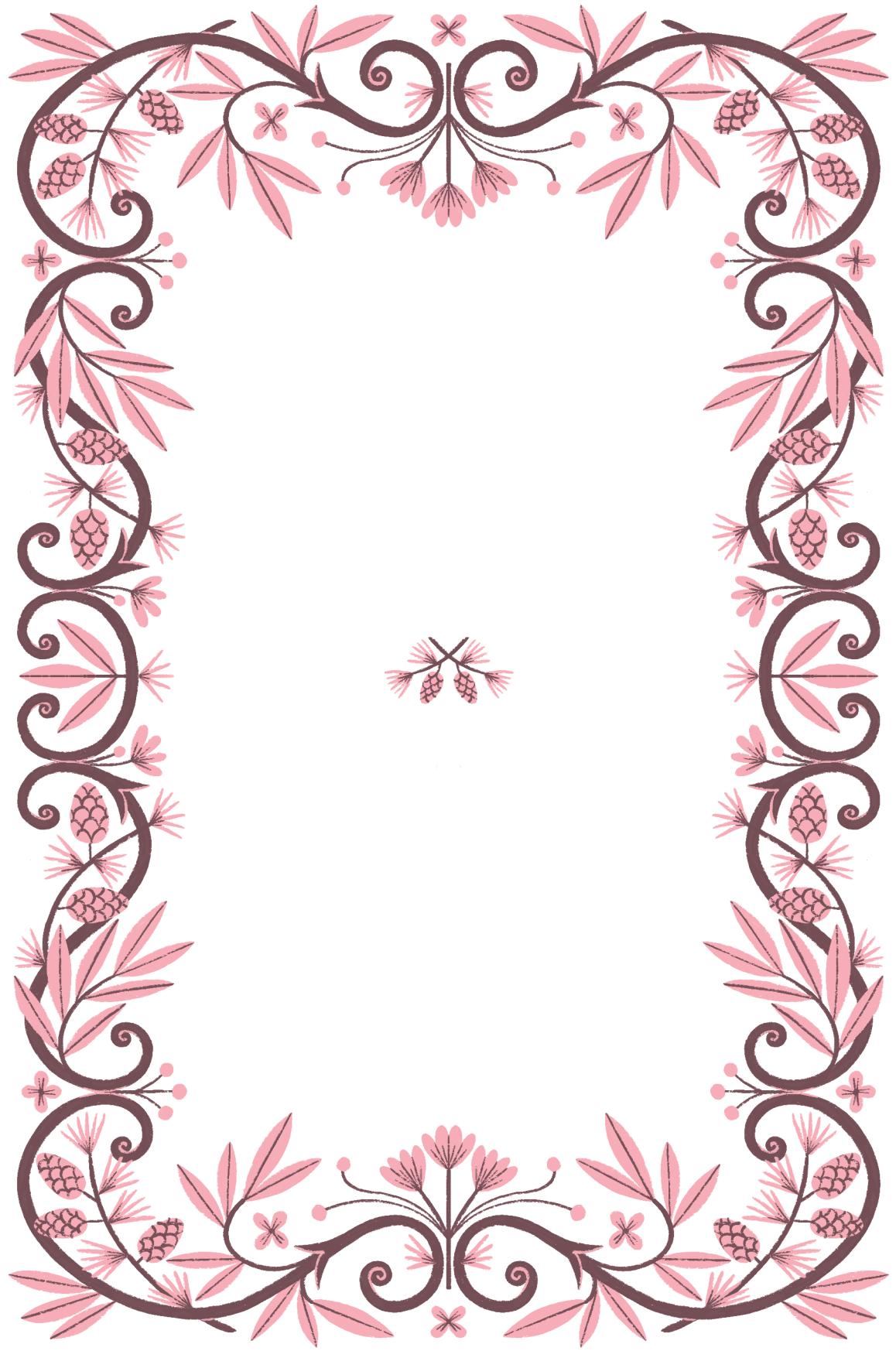
»Wie nett von dir, mein lieber Mr. Bennet. Aber ich wusste, ich würde dich zu guter Letzt herumkriegen. Ich habe mir gleich gedacht, dass du deine Töchter zu sehr liebst, um dir solche Bekanntschaft entgehen zu lassen. Nein, wie mich das freut! Und es ist ein köstlicher Witz, dass du heute Vormittag hingegangen bist und uns bis eben nichts davon gesagt hast.«

»Jetzt kannst du so viel husten, wie du willst, Kitty«, sagte Mr. Bennet, und erschöpft von den Gefühlsausbrüchen seiner Frau, verließ er mit diesen Worten das Zimmer.

»Was habt ihr doch für einen großartigen Vater, ihr Mädchen!«, sagte sie, als die Tür geschlossen war. »Ich weiß gar nicht, wie ihr ihm seine Fürsorge je vergelten wollt – von meiner ganz zu schweigen. In unserem Alter ist es kein Vergnügen, kann ich euch sagen, jeden Tag neue Bekanntschaften zu machen; aber für euch tun wir ja alles. Lydia, mein Kind, du bist zwar die Jüngste, aber Mr. Bingley wird bestimmt auf dem nächsten Ball mit dir tanzen.«

»Na und!«, sagte Lydia beherzt, »davor habe ich keine Angst; ich bin zwar die Jüngste, aber auch die Größte.«

Den Rest des Abends verbrachten sie mit Überlegungen, wie bald er wohl Mr. Bennets Besuch erwideren würde und wann sie ihn zum Essen einladen sollten.





Mansfield
Park



KAPITEL 1



Vor ungefähr dreißig Jahren hatte Miss Maria Ward aus Huntingdon mit nur siebentausend Pfund Vermögen das große Glück, Sir Thomas Bertram von Mansfield Park in der Grafschaft Northampton zu erobern und dadurch mit all den Annehmlichkeiten und gesellschaftlichen Vorteilen eines stattlichen Hauses und eines ansehnlichen Einkommens in den Rang einer Baronin aufzusteigen. Ganz Huntingdon wusste sich über diese großartige Partie nicht zu lassen, und sogar ihr eigener Onkel, der Rechtsanwalt, gab zu, dass ihr mindestens dreitausend Pfund fehlten, um solche Ansprüche stellen zu können. Sie hatte zwei Schwestern, denen diese Standeserhöhung nur zugutekommen konnte, und alle die Bekannten, die Miss Ward und Miss Frances für mindestens so hübsch wie Miss Maria hielten, scheuteten sich nicht, ihnen eine beinahe ebenso vorteilhafte Heirat vorauszusagen. Aber natürlich gibt es auf der Welt nicht so viele Männer mit ansehnlichem Vermögen, wie es hübsche Frauen gibt, die sie verdienen. Miss Ward sah sich deshalb nach einem halben Dutzend Jahren genötigt, sich mit dem Pastor Mr. Norris zu verbinden, einem Freund ihres Schwagers, fast ohne eigenes Vermögen, und Miss Frances erging es noch schlechter. Ja, Miss Wards Verbindung erwies sich, als es soweit war, als durchaus nicht zu verachten, da Sir Thomas zum Glück imstande war, seinen Freund durch die Pfarre von Mansfield mit einem Einkommen zu versorgen, und so begannen Mr. und Mrs. Norris den Werdegang ihres ehelichen Glücks mit kaum weniger als tausend Pfund im Jahr. Aber Miss Frances enttäuschte durch ihre Heirat – wie man so schön sagt – die Erwartungen ihrer Familie, und sie tat das, indem sie einen Marineleutnant ohne Erziehung, Vermögen oder Verbindungen wählte, ausgesprochen gründlich. Sie hätte kaum eine unvorteilhaftere Wahl treffen können.

Sir Thomas hatte Beziehungen, die er ebenso aus Prinzip wie aus Ehrgefühl, aus einem generellen Wunsch, das Rechte zu tun, und aus dem Bedürfnis, alle, die mit ihm verwandt waren, in angemessenen Positionen zu sehen, gerne zugunsten von Lady Bertrams Schwester hätte spielen lassen,

aber bei dem Beruf ihres Mannes war mit seinen Beziehungen nichts zu erreichen; und bevor er Zeit hatte, sich andere Möglichkeiten der Unterstützung auszudenken, hatte ein endgültiges Zerwürfnis zwischen den Schwestern stattgefunden. Es ergab sich ganz zwangsläufig aus dem Verhalten beider Parteien und war bei einer so unklugen Heirat auch kaum anders zu erwarten. Um sich unnötige Vorwürfe zu ersparen, erwähnte Mrs. Price in den Briefen an ihre Familie das Thema nie, bevor die Heirat tatsächlich stattgefunden hatte. Lady Bertram, die eine Frau von ausgesprochen friedfertigem Naturell und bemerkenswert ausgeglichinem Temperament war, hätte sich damit begnügt, ihre Schwester einfach aufzugeben und nicht weiter an die Sache zu denken; aber Mrs. Norris hatte viel Unternehmungsgeist, der ihr keine Ruhe ließ, bis sie Frances einen langen und empörten Brief geschrieben hatte, um ihr die Torheit ihres Schrittes vor Augen zu führen und ihr alle seine möglichen üblen Folgen anzudrohen. Mrs. Price ihrerseits war gekränkt und empört; und ihre Antwort, die beide Schwestern mit Vorwürfen bedachte und so ausgesprochen abfällige Bemerkungen über Sir Thomas' Ehrgefühl enthielt, dass Mrs. Norris sie auf keinen Fall für sich behalten konnte, machte allem Umgang zwischen ihnen auf Jahre hinaus ein Ende.

Sie wohnten so weit auseinander und bewegten sich in so verschiedenen Kreisen, dass während der folgenden elf Jahre jede Möglichkeit, von einander zu hören, beinahe ausgeschlossen war oder es jedenfalls Sir Thomas als ein Wunder erscheinen ließ, dass Mrs. Norris überhaupt imstande war, ihnen von Zeit zu Zeit mit empörter Stimme zu erzählen, dass Frances schon wieder ein Kind bekommen habe. Nach Ablauf von elf Jahren allerdings konnte Mrs. Price es sich nicht länger leisten, sich Stolz oder Gekränktheit hinzugeben oder auf eine Verbindung zu verzichten, von der sie womöglich Hilfe zu erwarten hatte. Eine große und immer noch wachsende Familie, ein Ehemann, untauglich zu aktivem Dienst, aber Gesellschaft und teurem Alkohol durchaus nicht abgeneigt, und ein zu geringes Einkommen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ließen es ihr geraten erscheinen, die Freunde wiederzugewinnen, die sie so unbekümmert geopfert hatte, und sie wandte sich in einem Brief an Lady Bertram, aus dem so viel Zerknirschung und Verzweiflung sprach, ein solcher Überfluss an Kindern und ein solcher Mangel an fast allem anderen, dass eine Versöhnung ihnen allen unerlässlich erschien. Ihr neuntes Kindbett stand bevor,

und als sie darüber gejammert und sie um ihre Unterstützung bei der Erziehung des erwarteten Kindes gebeten hatte, ließ sie durchblicken, wie unentbehrlich sie ihr in Zukunft beim Unterhalt ihrer acht schon vorhandenen Kinder waren. Ihr Ältester war ein Junge von zehn Jahren, ein vielversprechender, lebhafter Bursche, der unbedingt in die Welt hinaus wollte – aber was konnte sie tun? Bestand die Möglichkeit, dass er sich Sir Thomas bei der Verwaltung seiner Besitzungen in der Karibik nützlich machen konnte? Er wäre sich für keine Arbeit zu schade. Oder was hielt Sir Thomas von Woolwich? Oder wie fing man es an, einen Jungen in den Orient zu schicken?

Der Brief verfehlte seine Wirkung nicht. Er stellte Frieden und Einvernehmen wieder her. Sir Thomas sandte gutgemeinte Ratschläge und Versicherungen, Lady Bertram schickte Geld und Babywäsche, und Mrs. Norris schrieb die Briefe.

Darin bestand der unmittelbare Erfolg, und innerhalb eines Jahres ergab sich daraus ein noch wesentlicherer Vorteil für Mrs. Price. Mrs. Norris bemerkte oft zu den anderen, dass ihr ihre arme Schwester und deren Familie nicht aus dem Kopf ging; soviel sie alle auch für sie getan hatten, sie wollte anscheinend noch mehr tun; und zu guter Letzt konnte sie nicht umhin, offen zuzugeben, dass es ihr Wunsch war, die arme Mrs. Price von der Verantwortung und den Kosten für eines aus der großen Schar ihrer Kinder gänzlich zu befreien. Wie nun, wenn sie gemeinsam die Sorge für die Erziehung ihrer ältesten Tochter übernahmen, eines Mädchens von jetzt neun Jahren, einem Alter also, in dem sie mehr Aufmerksamkeit erfordere, als ihre Mutter ihr auch beim besten Willen geben könne? Die Mühe und die Kosten für sie fielen im Verhältnis zu der dadurch bewirkten Wohltat gar nicht ins Gewicht. Lady Bertram stimmte ihr auf der Stelle zu: »Ich finde, wir können nichts Besseres tun«, sagte sie. »Wir wollen das Kind holen lassen.«

Sir Thomas konnte seine Zustimmung nicht so spontan und ohne weiteres geben. Er widersprach und zögerte. Es sei eine schwere Verantwortung; wenn man ein Mädchen aufziehe, müsse man auch später angemessen für sie sorgen, sonst wäre es Grausamkeit und nicht Freundlichkeit, sie ihrer Familie wegzunehmen. Er denke an seine eigenen vier Kinder, an seine beiden Söhne, an verliebte Vettern usw. Aber kaum hatte er begonnen, seine Einwände im Einzelnen vorzutragen, da unterbrach ihn Mrs. Norris

mit einer Antwort, die alle seine Argumente widerlegte – unabhängig davon, ob er sie vorgetragen hatte oder nicht.

»Mein lieber Sir Thomas, ich versteh'e Sie vollkommen und ehre die Großzügigkeit und das Zartgefühl ihrer Empfindungen, die ja auch ganz Ihren sonstigen Einstellungen entsprechen, und ich stimme in der Hauptsache völlig mit Ihnen überein, dass es nämlich angebracht ist, alles zu tun, was man kann, um für ein Kind zu sorgen, für das man auf diese Weise die Verantwortung übernommen hat, und ich bin gewiss die Letzte, die bei solcher Gelegenheit nicht ihr Scherflein beisteuern würde. Da ich selbst keine Kinder habe, wem soll ich denn das Bisschen hinterlassen, das ich eines Tages zu vererben habe, wenn nicht den Kindern meiner Schwestern? Und Mr. Norris ist bestimmt zu großzügig ... aber Sie wissen ja, ich bin eine Frau, die nicht gern große Worte und Bekenntnisse macht. Wir wollen uns nicht durch eine Kleinigkeit von einer guten Sache abschrecken lassen. Geben Sie einem Mädchen eine Erziehung und führen Sie sie richtig in die Gesellschaft ein, und ich wette zehn zu eins, dass sie die besten Voraussetzungen hat, sich gut zu verheiraten, ohne irgendjemandem weitere Ausgaben zu machen. Eine Nichte von uns, Sir Thomas, das darf ich wohl sagen, oder wenigstens von Ihnen, würde nicht ohne wesentliche Vorteile in unserer Gegend aufwachsen ... Ich behaupte ja nicht, dass sie so vollkommen würde wie ihre Kusinen. Das will ich denn doch nicht behaupten, aber sie würde unter so ungewöhnlich günstigen Umständen in das gesellschaftliche Leben unserer Nachbarschaft eingeführt, dass sie nach menschlichem Ermessen dadurch eine passende Verbindung finden müsste. Sie denken an Ihre Söhne ... aber wissen Sie denn nicht, dass das von allen Möglichkeiten die unwahrscheinlichste ist – so wie sie aufgewachsen würden, immer zusammen wie Geschwister? Es ist nahezu ausgeschlossen. So etwas habe ich noch nie gehört. Ja, es ist die einzige sichere Methode, die Verbindung zu verhindern. Angenommen, sie ist ein hübsches Mädchen, und Tom oder Edmund würden sie in sieben Jahren zum ersten Mal sehen, dann gäbe es bestimmt Ärger. Der bloße Gedanke, dass sie so weit entfernt von uns allen arm und vernachlässigt aufwachsen musste, würde schon genügen, um einen der beiden lieben, zartfühlenden Jungen für sie entflammen zu lassen. Aber sorgen Sie dafür, dass sie mit ihnen gemeinsam aufwächst, und angenommen sogar, sie ist schön wie ein Engel, dann wird sie ihnen niemals mehr sein als eine Schwester.«

»Es steckt viel Wahrheit in dem, was Sie sagen«, erwiderte Sir Thomas, »und es liegt mir denkbar fern, gegen einen Plan, der den Lebensumständen beider Parteien so entspräche, irgendwelche weit hergeholtene Einwände zu erheben. Ich wollte nur darauf hinweisen, dass man sich nicht leichtfertig darauf einlassen sollte und wir, wenn Mrs. Price es später nicht bereuen und wir uns vor uns selbst nicht schämen sollen, für das Kind sorgen oder uns für verpflichtet halten müssen, für sie unter Umständen wie für eine junge Dame von Stand zu sorgen, wenn sich die Heirat, auf die Sie so optimistisch vertrauen, nicht anbietet.«

»Ich verstehe Sie voll und ganz«, rief Mrs. Norris, »Sie sind die Großzügigkeit und Güte selbst, und in diesem Punkt wird es zwischen uns bestimmt keine Meinungsverschiedenheiten geben. Wenn ich denen, die ich liebe, etwas Gutes tun kann, tue ich es von Herzen; das wissen Sie ja; und obwohl ich für dieses kleine Mädchen nie auch nur einen Bruchteil dessen empfinden könnte, was ich an Zuneigung für Ihre eigenen lieben Kinder aufbringe, oder sie ebenso wie sie für mein eigen Fleisch und Blut halten könnte, würde ich es mir doch nie verzeihen, wenn ich imstande wäre, sie zu vernachlässigen. Schließlich ist sie eine Tochter meiner Schwester, und wie könnte ich es mit ansehen, dass sie Mangel leidet, solange ich noch ein Stück Brot mit ihr teilen kann? Mein lieber Sir Thomas, bei all meinen Fehlern habe ich doch ein empfindsames Herz; und arm wie ich bin, würde ich mir lieber das Nötigste vom Munde absparen, als selbstsüchtig zu handeln. Wenn Sie also nichts dagegen haben, schreibe *ich* gleich morgen an meine arme Schwester und mache ihr den Vorschlag, und sobald die Angelegenheit geregelt ist, sorge ich dafür, dass das Kind nach Mansfield kommt; *Sie* brauchen sich damit keine Mühe zu machen, und meine eigene Mühe fällt ja niemals ins Gewicht. Ich werde Nanny deswegen nach London schicken, und sie kann bei ihrem Vetter, dem Sattler, übernachten, und das Kind soll beauftragt werden, sie dort zu treffen. Von Portsmouth nach London kann man es unter der Obhut irgendeiner verlässlichen Person, die zufällig auch dorthin fährt, ohne weiteres mit der Postkutsche schicken. Die eine oder andere achtbare Kaufmannsfrau fährt immer nach London.«

Außer gegen den Überfall auf Nannys Vetter erhob Sir Thomas keine weiteren Einwände; und als man sich dementsprechend für einen respektableren, wenn auch weniger preisgünstigen Treffpunkt entschieden hat-

te, galt die Sache als abgemacht, und man gab sich schon der Vorfreude über einen so menschenfreundlichen Plan hin. Strenggenommen hätten die Gefühle der Genugtuung nicht gleich verteilt sein dürfen, denn Sir Thomas war fest entschlossen, der eigentliche und ständige Wohltäter des erwählten Kindes zu sein, und Mrs. Norris hatte nicht die geringste Absicht, sich für seinen Unterhalt auch nur im mindesten in Unkosten zu stürzen. Solange es ans Planen, Mahnen und Organisieren ging, war sie die Menschenfreundlichkeit selbst, und niemand wusste besser, wie man andere zu Freigebigkeit zwingen konnte; aber ihre Liebe zum Geld hielt ihrer Liebe zum Kommandieren durchaus die Waage, und sie verstand es ganz genauso gut, ihr eigenes zu sparen, wie das ihrer Freunde auszugeben. Da das Einkommen ihres Mannes eigentlich ihren Erwartungen nicht entsprach, hatte sie von Anfang an eine sehr strikte Sparsamkeit für angebracht gehalten, und was als Vorsichtsmaßnahme begonnen hatte, entwickelte sich, obwohl die Kinder als Begründung der ständigen Sorge fehlten, bald zu einer lieben Gewohnheit. Hätte sie eine Familie zu versorgen gehabt, hätte Mrs. Norris ihr Geld vielleicht nie gespart; da sie Sorgen dieser Art aber nicht hatte, gab es nichts, was ihre Sparsamkeit gebremst oder ihr die angenehme Aussicht gemindert hätte, ihr Einkommen, das sie ohnehin nie aufbrauchte, jedes Jahr weiter zu vergrößern. Mit dieser herzerwärmenden Einstellung, die von keiner echten Zuneigung zu ihrer Schwester erschüttert wurde, konnte sie unmöglich mehr für sich in Anspruch nehmen als das Verdienst, eine so kostspielige gute Tat geplant und arrangiert zu haben, obwohl sie sich womöglich so wenig kannte, dass sie nach dieser Unterhaltung in dem beglückenden Glauben nach Hause ins Pfarrhaus zurückging, die großzügigste Schwester und Tante der Welt zu sein.

Als das Thema zum zweiten Mal erörtert wurde, drückte sie ihre Ansichten deutlicher aus, und Sir Thomas hörte in Erwiderung auf Lady Bertrams ruhige Frage »Bei wem soll das Kind zuerst bleiben, Schwester, bei euch oder bei uns?« mit einiger Überraschung, dass Mrs. Norris völlig außerstande sei, irgendwelche persönliche Verantwortung für den Schützling zu übernehmen. Er hatte immer angenommen, sie würde als Familienmitglied, als erwünschte Gefährtin einer Tante, die keine eigenen Kinder hatte, im Pfarrhaus besonders willkommen sein – aber da hatte er sich gründlich getäuscht. Mrs. Norris bedauerte, sagen zu müssen, es sei völlig

ausgeschlossen, dass das kleine Mädchen, jedenfalls so, wie die Dinge augenblicklich lägen, zu ihnen komme. Der arme Mr. Norris und sein bedenklicher Gesundheitszustand machten es ganz unmöglich; eher könne er sich in die Luft erheben als Kinderlärm ertragen. Wenn er sich aber eines Tages von seiner Gicht erholt habe, lasse sich natürlich darüber reden. Dann werde sie sie gern eine Zeitlang übernehmen und die Mühe nicht scheuen; aber gerade jetzt, wo der arme Mr. Norris ihre ganze freie Zeit beanspruche ... die bloße Erwähnung von so etwas würde für seine Nerven bestimmt zu viel sein.

»Dann kommt sie wohl besser zu uns«, sagte Lady Bertram mit äußester Gefasstheit. Sir Thomas fügte nach einer kurzen Pause würdevoll hinzu: »Ja, in diesem Haus soll sie ihre Heimat finden. Wir werden uns bemühen, unsere Pflicht ihr gegenüber zu erfüllen; und hier hat sie wenigstens den Vorteil, gleichaltrige Gefährten und eine ständige Gouvernante zu haben.«

»Ganz recht«, rief Mrs. Norris, »beides sind entscheidende Argumente, und für Miss Lee ist es doch schließlich ganz gleich, ob sie drei Mädchen zu unterrichten hat oder nur zwei – das spielt doch keine Rolle für sie. Ich wünschte nur, dass ich mich nützlicher machen könnte, aber ich tue wirklich alles, was in meiner Macht steht. Ich gehöre, weiß Gott, nicht zu denen, die irgendwelche Mühe scheuen, und Nanny soll sie abholen, auch wenn ich eigentlich meine einzige Stütze im Haus drei Tage gar nicht entbehren kann. Ich nehme an, Schwester, du wirst das Kind in der kleinen weißen Bodenkammer unterbringen, dicht bei den alten Kinderzimmern. Das ist bei weitem der beste Platz für sie, so dicht bei Miss Lee und nicht weit von euren Töchtern und in der Nähe der Hausmädchen, die ihr ja beide beim Anziehen helfen und sich um ihre Kleidung kümmern können, denn ich nehme nicht an, du hältst es für angebracht, dass Ellis sie ebenso wie eure Mädchen bedient. Ja, ich wüsste wirklich gar nicht, wo du sie sonst unterbringen könntest.«

Lady Bertram erhob keine Einwände.

»Ich hoffe, sie erweist sich als gutmütig veranlagtes Mädchen«, fuhr Mrs. Norris fort, »und weiß das ungewöhnliche Glück zu schätzen, dass sie solche Freunde hat.«

»Sollte sie wirklich eine schlechte Veranlagung haben«, sagte Sir Thomas, »dann dürfen wir sie um unserer eigenen Kinder willen nicht in der

Familie behalten; aber es gibt keinen Grund, ein so großes Übel zu befürchten. Wir werden sicher vieles an ihr ändern wollen und müssen auf haarsträubende Unbedarftheit, recht einfältige Ansichten und eine bestürzende Gewöhnlichkeit ihrer Umgangsformen gefasst sein; aber das sind keine unkorrigierbaren Fehler, und auch für ihre Gefährtinnen sind sie bestimmt keine Gefahr. Wären meine Töchter jünger als sie, dann hätte ich ihren Umgang mit einer solchen Hausgenossin als sehr bedenklich angesehen, aber wie die Dinge liegen, hoffe ich, gibt es von dem Umgang für *sie* nichts zu befürchten und für das Kind alles zu hoffen.«

»Da bin ich völlig Ihrer Meinung«, rief Mrs. Norris, »und das habe ich meinem Mann heute Vormittag auch gesagt. ›Schon das bloße Zusammensein mit ihren Kusinen‹, hab' ich gesagt, ›wird eine gute Schule für das Kind sein; wenn Miss Lee ihr nichts beibrächte, würde sie von *ihrer* lernen, gut und geschickt zu sein.«

»Ich hoffe nur, dass sie meinen armen Mops nicht ärgert«, sagte Lady Bertram, »ich habe Julia gerade erst so weit, dass sie ihn in Ruhe lässt.«

»Wir werden im Hinblick auf den angemessenen Standesunterschied, den man zwischen den Mädchen machen muss, wenn sie zusammen aufwachsen, mit einigen Schwierigkeiten rechnen müssen, Mrs. Norris«, sagte Sir Thomas, »wie man bei meinen Töchtern das Bewusstsein, wer sie sind, erhalten kann, ohne dass sie deshalb zu gering von ihrer Kusine denken, und wie man diese, ohne sie zu sehr zu entmutigen, daran erinnert, dass sie keine Miss Bertram ist. Ich sähe es gern, wenn sie gute Freundinnen würden, und möchte meinen Mädchen auf keinen Fall erlauben, ihrer Verwandten gegenüber auch nur den geringsten Hochmut zu zeigen; und doch können sie nicht ebenbürtig sein. Ihr Rang, Vermögen, ihre Rechte und Erwartungen werden immer verschieden sein. Es ist ein äußerst heikler Punkt, und Sie müssen uns bei unseren Versuchen unterstützen, genau den richtigen Umgangston zu finden.«

Mrs. Norris war ihm gern zu Diensten, und obwohl sie völlig mit ihm einer Meinung war, dass es sich dabei um eine äußerst delikate Sache handle, bestärkte sie seine Hoffnung, dass man es gemeinsam schon schaffen werde.

Man kann sich leicht vorstellen, dass Mrs. Norris nicht vergeblich an ihre Schwester schrieb. Mrs. Price schien eher überrascht, dass man sich auf ein Mädchen geeinigt hatte, wo sie doch so viele vielversprechende Jungen

hatte, aber sie nahm das Angebot äußerst dankbar an, versicherte ihnen, dass ihre Tochter ein sehr gutmütig veranlagtes, umgängliches Mädchen sei, und war überzeugt, dass sie keinen Anlass haben würden, sie zurückzuschicken. Sie beschrieb sie dann als ein bisschen empfindlich und zart, war aber zuversichtlich, dass ihr die Luftveränderung entschieden guttun würde. Die arme Frau! Sie dachte wahrscheinlich, dass Luftveränderung vielen ihrer Kinder guttun würde.

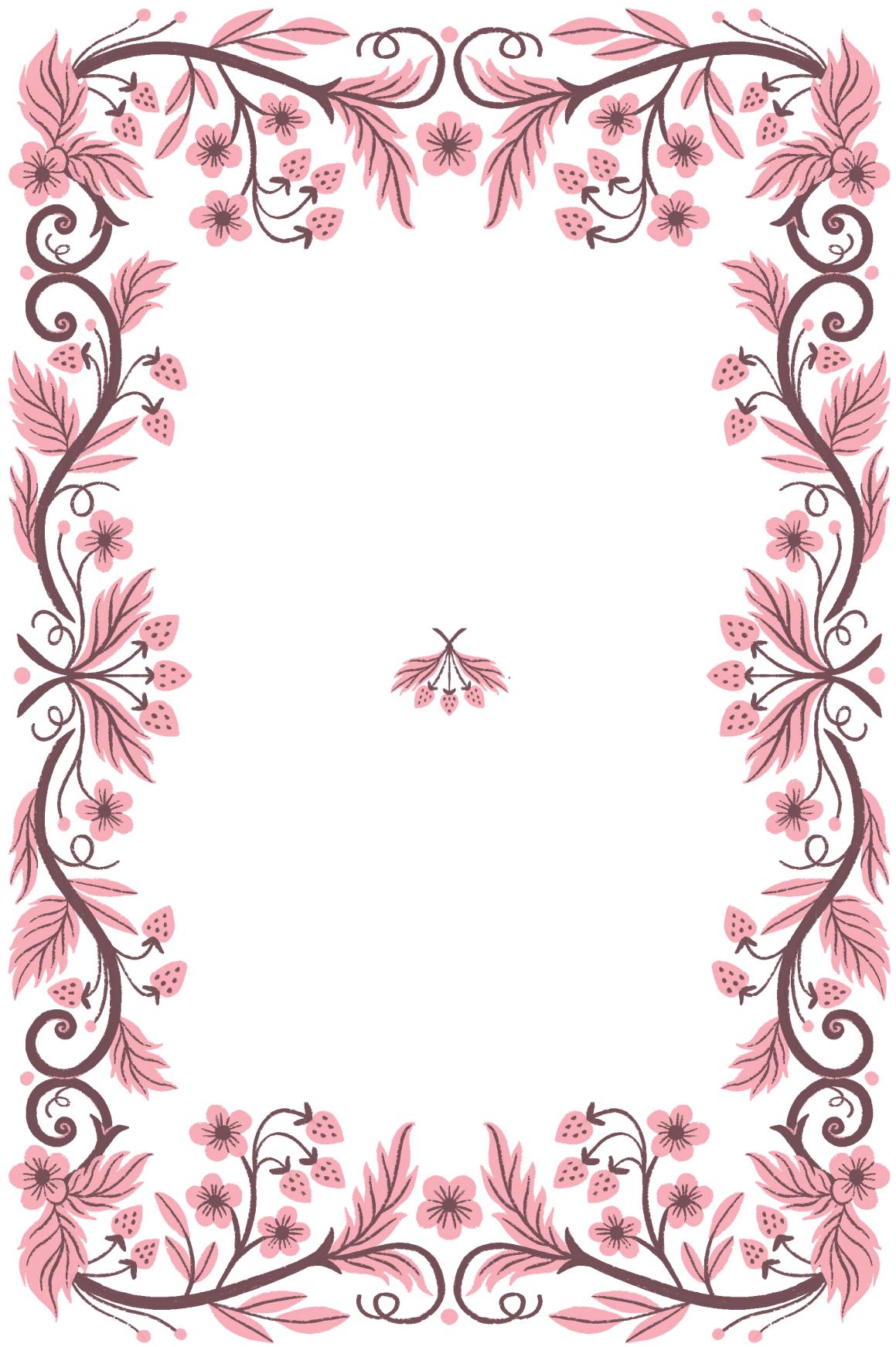
KAPITEL 2

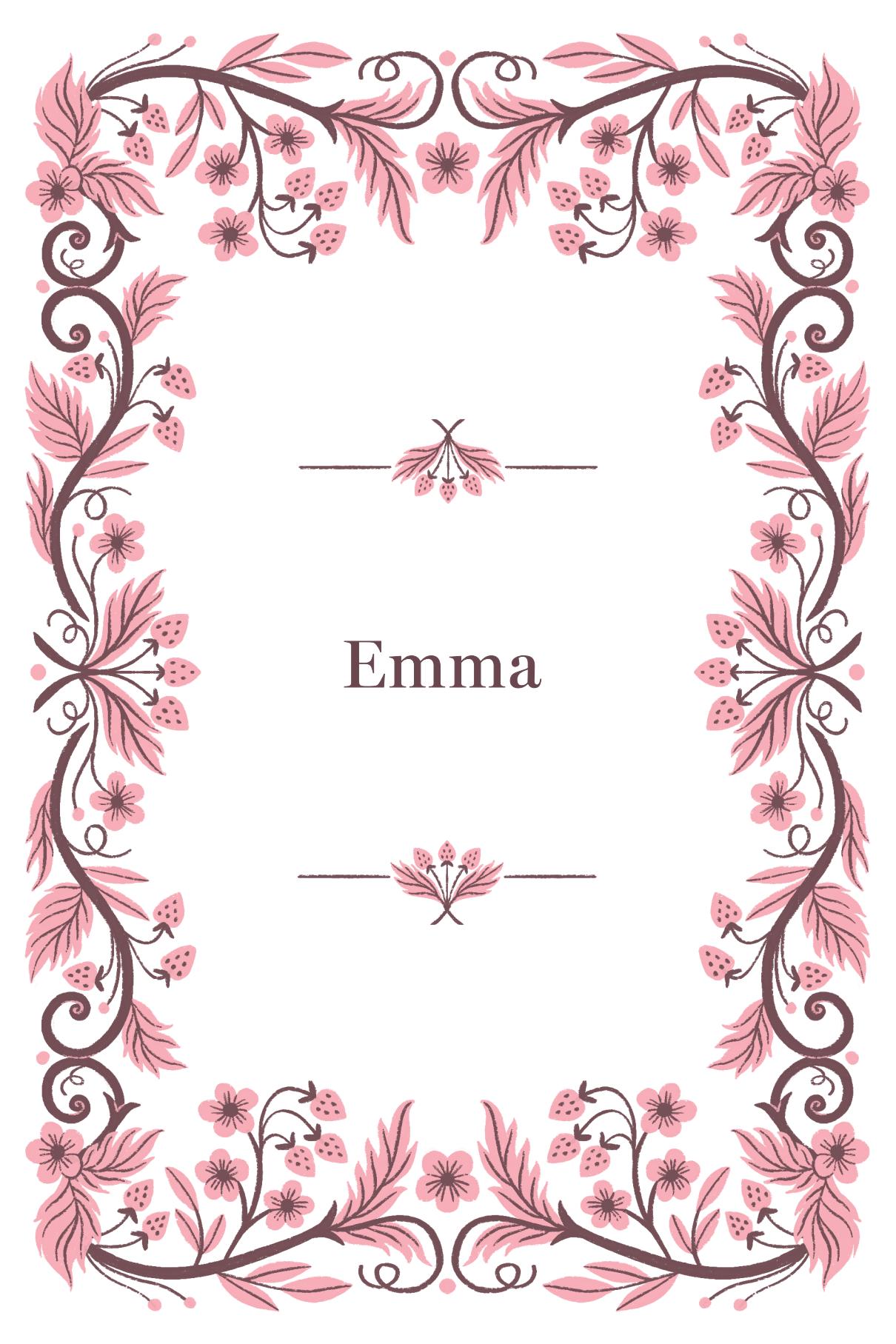


Das kleine Mädchen überstand die Reise wohlbehalten und wurde in Northampton von Mrs. Norris abgeholt, die sich in dem Verdienst, sie als Erste willkommen zu heißen, und in der Würde sonnte, sie den anderen zuzuführen und ihrer Güte zu empfehlen.

Fanny Price war zu dieser Zeit gerade zehn Jahre alt, und obwohl es auf den ersten Blick nichts an ihr gab, was besonders einnehmend war, so gab es andererseits doch auch nichts, was den Widerwillen ihrer Verwandten erregte. Sie war klein für ihr Alter, ohne leuchtenden Teint oder sonstwie auffallende Schönheit, übermäßig ängstlich und schüchtern und darauf bedacht, sich jeder Aufmerksamkeit zu entziehen; und obwohl unbeholfen, hatte ihre Erscheinung doch nichts Gewöhnliches; ihre Stimme war lieblich, und wenn sie sprach, war ihr Gesichtsausdruck hübsch. Sir Thomas und Lady Bertram empfingen sie sehr freundlich, und da Sir Thomas sah, wie sehr sie Ermutigung nötig hatte, versuchte er ganz besonders entgegenkommend zu sein, aber dabei war ihm sein äußerst würdevolles Benehmen im Wege, so dass Lady Bertram, ohne sich halb so viel Mühe zu geben oder *ein* Wort zu sagen, wo er zehn sagte, nur mit Hilfe eines gutmütigen Lächelns sofort die weniger furchterregende Gestalt von bei-den wurde.

Die jungen Leute waren alle zu Hause und trugen mit viel guter Laune und ohne Verlegenheit ihren Teil zu der Begrüßung bei, jedenfalls die Söh-





Emma



KAPITEL 1



Schön, aufgeweckt und reich, bei einem sorgenfreien Zuhause und einem glücklichen Naturell, war Emma Woodhouse offenbar mit einigen der erfreulichsten Vorzüge des Daseins gesegnet und hatte beinahe einundzwanzig Jahre fast ohne jeden Anlass zu Kummer und Verdruss auf dieser Welt verbracht.

Sie war die jüngere von zwei Töchtern eines höchst zärtlichen und nachsichtigen Vaters und durch die Heirat ihrer Schwester schon recht früh Herrin seines Hauses geworden. Ihre Mutter war schon zu lange tot, als dass sich für Emma mit der Erinnerung an sie mehr als unbestimmte Vorstellungen von Zärtlichkeit verbunden hätten, und ihren Platz hatte eine ausgezeichnete Erzieherin eingenommen, deren liebende Zuneigung der einer Mutter kaum nachstand.

Sechzehn Jahre hatte Miss Taylor in Mr. Woodhouses Familie mehr als Freundin denn als Erzieherin verbracht und zu beiden Töchtern, besonders aber zu Emma ein enges Verhältnis gehabt. Zwischen ihnen herrschte eher die Vertrautheit von Schwestern. Schon lange bevor Miss Taylor aufgehört hatte, ihr Amt als Erzieherin auszuüben, hatte sie in ihrer Nachsicht Emma fast immer gewähren lassen, und da auch der bloße Schatten von Autorität längst verschwunden war, lebten sie als unzertrennliche Freundinnen miteinander, wobei Emma tat, was sie wollte: Zwar schätzte sie Miss Taylors Urteil sehr, aber sie folgte im Wesentlichen ihrem eigenen.

Das eigentliche Problem bestand deshalb darin, dass Emma zu leicht ihren Willen bekam und dazu neigte, eher zu viel von sich zu halten. Hier lauerten Gefahren, die ihrem ungetrübten Dasein drohten. Vorläufig allerdings war sie sich ihrer so wenig bewusst, dass sie sie durchaus nicht als Verhängnis empfand.

Und doch stand ihr Kummer bevor, gelinder Kummer allerdings und keineswegs in Gestalt von unliebsamer Selbsterkenntnis. Miss Taylor heiratete. Der Abschied von Miss Taylor brachte Emma den ersten seelischen Schmerz. Am Hochzeitstag ihrer geliebten Freundin hing sie zum

ersten Mal längere Zeit trüben Gedanken nach. Die Feier war vorüber, das Brautpaar fort, und ihr Vater und sie mussten sich allein und ohne Aussicht auf Gesellschaft, die ihnen den langen Abend verkürzen half, zum Dinner niedersetzen. Ihr Vater legte sich wie üblich nach dem Essen hin, und ihr blieb nichts übrig, als dazusitzen und über ihren Verlust nachzudenken.

Ihrer Freundin versprach die Heirat alle Aussicht auf dauerhaftes Glück. Mr. Weston war ein Mann von vortrefflichem Charakter, beträchtlichem Vermögen, passendem Alter und angenehmen Umgangsformen, und es lag ein gewisser Trost darin, dass sie aus Freundschaft die Partie uneigennützig und großzügig immer selbst gewünscht und gefördert hatte; aber leicht fiel es ihr nicht. Tagtäglich und von morgens bis abends würde ihnen Miss Taylor fehlen. Sie rief sich ihre Herzlichkeit ins Gedächtnis zurück, die Herzlichkeit und Zuneigung von sechzehn Jahren: wie sie sie seit ihrem fünften Lebensjahr unterrichtet und mit ihr gespielt hatte; wie sie alles getan hatte, um sie anzuregen und zu unterhalten, wenn sie gesund war, und sie bei den verschiedenen Kinderkrankheiten gepflegt hatte. Sie war ihr zu großem Dank verpflichtet, aber das Beisammensein der letzten sieben Jahre, der Umgang auf gleichem Fuß und das völlige gegenseitige Vertrauen, das sich eingestellt hatte, als sie nach Isabellas Heirat noch mehr aufeinander angewiesen waren, war ihr in der Erinnerung noch teurer und lieber. Sie war eine Freundin und Gefährtin gewesen, wie nur wenige sie besaßen, lebensklug, gebildet, unentbehrlich, gleichmäßig freundlich, mit allen Familienangelegenheiten vertraut, an allen familiären Problemen interessiert und besonders an *ihr*, an all ihren Vergnügungen und Plänen. Mit ihr konnte sie alles besprechen, was ihr in den Sinn kam, und Miss Taylor liebte sie zu sehr, als dass sie an ihr jemals etwas auszusetzen gehabt hätte.

Wie sollte sie diese Umstellung nur ertragen? Es stimmte zwar, dass ihre Freundin nicht mehr als eine halbe Meile entfernt wohnte, aber Emma wusste nur zu gut, welcher Unterschied zwischen einer Mrs. Weston, nicht mehr als eine halbe Meile entfernt, und einer Miss Taylor im Haus bestehen würde, und bei all ihren natürlichen Gaben und häuslichen Möglichkeiten war sie nun in Gefahr, geistig zu verkümmern. Sie liebte ihren Vater herzlich, aber er war keine Gesellschaft für sie. Er war ihr im ernsten und scherhaften Gespräch nicht gewachsen.

Ihr unglückseliger Altersunterschied (und Mr. Woodhouse hatte nicht gerade früh geheiratet) wurde noch wesentlich durch seinen Gesundheitszustand und seine Gewohnheiten vergrößert, denn da er in seiner geistigen und körperlichen Unbeweglichkeit sein Leben lang ein kränkelnder Mann gewesen war, wirkte er älter, als er war; und wenn er auch wegen seiner Herzensgüte und seiner immer gleichbleibenden Freundlichkeit überall sehr beliebt war, hatte er doch nie durch Talente gegläntzt.

Obwohl Emmas Schwester nur sechzehn Meilen entfernt in London wohnte, also durch die Heirat nicht eigentlich von ihrer Familie getrennt war, war sie natürlich für den täglichen Umgang zu weit weg, und man musste in Hartfield viele lange Oktober- und Novemberabende überstehen, bevor Isabella und ihr Mann mit ihren kleinen Kindern zu Weihnachten zu Besuch kamen, um das Haus endlich wieder mit ihrer unterhaltsamen Gesellschaft zu füllen.

Highbury, das große und seiner Einwohnerzahl nach fast städtische Dorf, zu dem Hartfield trotz seines eigenen Namens und seines getrennten Grund und Bodens eigentlich gehörte, konnte ihr keine ebenbürtige Gesellschaft bieten. Die Woodhouses waren dort die angesehenste Familie. Man sah allgemein zu ihnen auf. Sie hatten zwar viele Bekannte, denn ihr Vater war zuvorkommend zu jedermann, aber es gab niemand unter ihnen, den sie anstelle von Miss Taylor auch nur einen halben Tag akzeptiert hätte. Es war schon eine trostlose Umstellung, und Emma konnte darüber nur seufzen und sich Unerfüllbares wünschen, bis ihr Vater erwachte und sie wieder Heiterkeit ausstrahlen musste, denn er brauchte Aufmunterung. Er war kein ausgeglichener Mensch, sondern neigte zu Depressionen; er hing an Menschen, an die er gewöhnt war, und ließ sie ungern gehen, denn jeder Wechsel war ihm zuwider. Die Ehe als Quelle der Veränderung war immer eine leidige Sache, und er hatte sich noch nicht einmal mit der Heirat seiner eigenen Tochter abgefunden und sprach von ihr immer in mitleidigem Ton, obwohl es doch ganz und gar eine Liebesheirat gewesen war, als er sich nun auch noch von Miss Taylor trennen sollte. Da er auf seine leise Art zum Egoismus neigte und sich nicht vorstellen konnte, dass andere Menschen nicht seiner Meinung waren, zweifelte er nicht daran, dass Miss Taylor sich selbst und ihnen einen schlechten Dienst erwiesen hatte und viel glücklicher gewesen wäre, wenn sie den Rest ihres Lebens in Hartfield verbracht hätte. Emma lächelte und

plauderte, so heiter sie nur konnte, damit er nicht auf solche trüben Gedanken verfiel, aber als der Tee serviert wurde, konnte er sich nicht enthalten, zu wiederholen, was er schon bei Tisch gesagt hatte:

»Arme Miss Taylor! Wenn sie nur wieder hier wäre. Es ist ein wahrer Jammer, dass Mr. Weston ausgerechnet auf sie verfallen musste.«

»Ich kann dir nicht zustimmen, Papa, das weißt du genau. Mr. Weston ist ein so umgänglicher, angenehmer und ausgezeichneter Mann, dass er eine gute Frau von Herzen verdient, und du kannst doch nicht wollen, dass Miss Taylor ihr Leben bei uns verbringt und meine Launen über sich ergehen lässt, wenn sie ein eigenes Haus haben kann.«

»Ein eigenes Haus! Wo ist der Vorteil bei einem eigenen Haus? Unseres ist dreimal so groß, und du hast doch gar keine Launen, mein Kind.«

»Und wie oft wir uns gegenseitig besuchen werden! Wir werden uns ständig sehen! Wir müssen den Anfang machen, wir müssen ihnen möglichst bald einen Hochzeitsbesuch machen.«

»Mein Kind, wie soll ich denn zu ihnen hinkommen? Randalls ist doch viel zu weit. Wie soll ich denn zu Fuß zu ihnen hinkommen?«

»Nein, Papa, wer denkt denn an Zu-Fuß-Gehen? Wir fahren natürlich mit der Kutsche.«

»Mit der Kutsche! Aber es ist James bestimmt nicht recht, für einen so kurzen Weg die Pferde anzuspannen, und wo sollen die armen Pferde bleiben, während wir den Besuch machen?«

»In Mr. Westons Stall natürlich, Papa. Das haben wir doch alles schon besprochen. Wir haben alles gestern Abend mit Mr. Weston verabredet. Und was James betrifft, so kannst du sicher sein, dass er immer gerne nach Randalls fährt, weil seine Tochter dort Dienstmädchen ist. Ich bezweifle höchstens, dass er uns noch irgendwo anders hinfahren will. Dafür hast du gesorgt, Papa. Du hast Hannah die gute Stelle besorgt. Niemand hat an Hannah gedacht, bis du darauf gekommen bist. James ist dir so dankbar.«

»Ich bin froh, dass ich daran gedacht habe. Es ist ein Glück, denn ich möchte auf keinen Fall, dass der arme James denkt, wir übergehen ihn, und außerdem bin ich überzeugt, dass sie ein sehr adrettes Hausmädchen ist. Sie ist ein höfliches Kind und weiß sich nett auszudrücken. Ich halte viel von ihr. Immer wenn ich sie sehe, knickst sie und fragt mich sehr adrett, wie es mir geht, und wenn sie zum Handarbeiten hier ist, dann fällt mir immer auf, dass sie den Türknoten richtig dreht und nicht mit der Tür

knallt. Sie wird bestimmt ein ausgezeichnetes Stubenmädchen, und es ist eine Wohltat für die arme Miss Taylor, jemanden um sich zu haben, den sie schon kennt. Immer wenn James seine Tochter besucht, hört Miss Taylor dann auch gleich von uns. Er kann ihr erzählen, wie es uns allen geht.«

Emma gab sich alle Mühe, das Gespräch in diesem erfreulicheren Fahrwasser zu halten, und hoffte, mit Hilfe von Backgammon ihren Vater einigermaßen durch den Abend zu schleusen, so dass sie nur mit ihrer eigenen Niedergeschlagenheit zu kämpfen hatte. Aber kaum war der Spieltisch aufgestellt, da trat ein Besucher ins Zimmer und machte diese Mühe überflüssig.

Mr. Knightley, ein Mann von Charakter, etwa sieben- oder achtunddreißig Jahre alt, war nicht nur ein sehr alter und enger Freund der Familie, sondern ihr als älterer Bruder von Isabellas Mann noch besonders verbunden. Er wohnte ungefähr eine Meile von Highbury entfernt und war ein ständiger, immer willkommener Besucher – heute mehr denn je, da er gerade von ihren gemeinsamen Verwandten aus London zurückkam. Er war einige Tage fort gewesen und hatte, zu einem späten Dinner heimgekehrt, nun einen Spaziergang nach Hartfield gemacht, um zu berichten, am Brunswick Square gehe es allen gut. Es war ein glücklicher Umstand, und er hielt Mr. Woodhouse eine Zeitlang bei guter Laune. Mr. Knightley wirkte anregend, was Emmas Vater immer guttat, und seine vielen Fragen nach der »armen Isabella« und ihren Kindern wurden zu seiner vollen Zufriedenheit beantwortet. Als seine Neugier gestillt war, bemerkte Mr. Woodhouse dankbar: »Wie nett von Ihnen, Mr. Knightley, noch zu dieser späten Stunde herüberzukommen. Es muss ein scheußlicher Gang gewesen sein.«

»Keineswegs, Sir, es ist eine wunderschöne Mondnacht und so milde, dass ich weiter von Ihrem großen Kaminfeuer wegrücken muss.«

»Aber es muss doch nasskalt und schmutzig draußen sein. Hoffentlich haben Sie sich keine Erkältung geholt.«

»Schmutzig, Sir! Sehen Sie meine Schuhe an. Nicht ein Spritzer!«

»Nanu, das ist ja eigenartig, denn hier hat es richtig gegossen. Beim Frühstück hat es eine halbe Stunde lang furchtbar gegossen. Ich wollte sogar die Hochzeit verschieben lassen.«

»Apropos, ich habe Ihnen noch gar nicht zu dem freudigen Ereignis gratuliert. Aber da ich ja weiß, wie Sie beide sich bei dem freudigen Ereignis

fühlen, war es mir mit den Glückwünschen nicht eilig. Ich hoffe, es ist alles gut verlaufen? Wie war Ihnen allen zumute? Wer hat am meisten geschluchzt?«

»Ach, die arme Miss Taylor! Was für eine traurige Geschichte!«

»Die armen Woodhouses, wenn ich bitten darf, denn ›die arme Miss Taylor‹ kann ich beim besten Willen nicht sagen. Ich schätze Emma und Sie sehr, aber wenn es um Abhängigkeit und Unabhängigkeit geht, kein Zweifel, man dient lieber einem Herrn als zweien.«

»Besonders, wenn einer von beiden ein so launisches, anspruchsvolles Geschöpf ist«, rief Emma halb im Scherz. »Das wollten Sie doch damit sagen, nicht wahr? Und Sie hätten es auch gesagt, wenn mein Vater nicht hier wäre.«

»Ich glaube, er hat völlig recht, mein Kind«, sagte Mr. Woodhouse mit einem Seufzer. »Ich fürchte, manchmal bin ich wirklich launisch und anspruchsvoll.«

»Aber liebster Papa! Du glaubst doch nicht im Ernst, Mr. Knightley oder ich hätten *dich* gemeint. Was für ein haarsträubender Gedanke! Nein, nein, ich habe nur mich gemeint. Mr. Knightley hat immer etwas an mir auszusetzen, im Spaß natürlich, alles nur im Spaß. Wir sagen uns immer offen die Meinung.«

Mr. Knightley war tatsächlich einer der wenigen Menschen, die an Emma Woodhouse etwas auszusetzen hatten, und der Einzige, der es ihr auch sagte; und wenn schon Emma selbst das nicht besonders schätzte, ihrem Vater gefiel es, wie sie wusste, so ganz und gar nicht, dass er auf keinen Fall Verdacht schöpfen sollte, sie werde nicht von jedermann für vollkommen gehalten.

»Emma weiß genau, dass ich ihr niemals schmeichle«, sagte Mr. Knightley, »aber ich hatte an niemanden im Besonderen gedacht. Miss Taylor war daran gewöhnt, zwei Herren zu dienen; jetzt hat sie nur noch einen. Dabei kann sie doch nur gewinnen.«

»Gut«, sagte Emma, geneigt, den Fall auf sich beruhen zu lassen. »Sie wollten von der Hochzeit hören, und ich berichte Ihnen gern davon, denn wir haben uns alle ganz reizend benommen. Alle waren pünktlich, zeigten sich von ihrer besten Seite, keine Tränen, kaum lange Gesichter. Nein, nein, wir wussten ja alle, dass wir auch nur eine halbe Meile voneinander entfernt sein und uns natürlich täglich sehen würden.«

»Die liebe Emma, sie trägt alles so gefasst«, sagte ihr Vater, »aber in Wirklichkeit, Mr. Knightley, geht ihr der Verlust Miss Taylors sehr nahe, und ich bin sicher, sie wird ihr viel mehr fehlen, als sie ahnt.«

Emma wandte sich, zwischen Lachen und Weinen schwankend, ab.

»Es ist ganz ausgeschlossen, dass eine solche Freundin Emma nicht fehlen sollte«, sagte Mr. Knightley. »Wenn wir das annehmen müssten, Sir, würden wir sie weniger gernhaben. Aber sie weiß auch, wie vorteilhaft die Heirat für Miss Taylor ist; sie weiß, wie erfreulich es für Miss Taylor sein muss, in ihrem Alter Herrin eines eigenen Zuhause und unter so günstigen Bedingungen für ihr Leben versorgt zu sein, und daher muss ihre Freude ihren Schmerz überwiegen. Alle wahren Freunde von Miss Taylor können nur froh sein, dass sie sich so glücklich verheiratet hat.«

»Und *einen* Anlass zur Freude für mich haben Sie noch vergessen«, sagte Emma, »und zwar einen ganz besonderen: dass ich die Ehe zustande gebracht habe. Ich habe die Ehe nämlich vor vier Jahren zustande gebracht; und sie tatsächlich stattfinden zu sehen und recht zu behalten, obwohl so viele Leute überzeugt waren, Mr. Weston werde nicht wieder heiraten, ist Entschädigung genug für mich.«

Mr. Knightley sah sie kopfschüttelnd an. Ihr Vater antwortete liebevoll: »Ach, mein Kind, wenn du nur nicht immer Heiratspläne schmieden und Voraussagen machen würdest, denn alles, was du sagst, geht in Erfüllung. Lass bitte die Finger davon.«

»Für mich selbst will ich das gern versprechen, Papa, aber für andere Leute muss ich unbedingt weiter Heiratspläne schmieden. Das ist das größte Vergnügen der Welt! Und dann noch nach diesem Erfolg! Alle waren überzeugt, Mr. Weston werde nicht wieder heiraten. Um Gottes willen, nein, Mr. Weston, der schon so lange Witwer war und anscheinend ohne Frau so vollkommen zufrieden, ständig mit seinen Geschäften in London befasst und immer gut gelaunt, Mr. Weston brauchte doch nicht einen einzigen Abend im Jahr alleine zu Hause zu verbringen, wenn er nicht wollte. O nein, Mr. Weston würde bestimmt nicht wieder heiraten. Einige Leute wollten sogar von einem Versprechen wissen, das er seiner Frau auf dem Totenbett gegeben, und andere davon, dass sein Sohn und dessen Onkel es ihm verboten hatten. Aller möglicher Unsinn wurde verkündet, aber ich hielt kein Wort davon für wahr. Seit dem Tag (vor ungefähr vier Jahren), als Miss Taylor und ich ihn auf der Broadway Lane trafen

und er, weil es zu nieseln anfing, mit so viel Galanterie davonschoss und für uns zwei Regenschirme von Bauer Mitchell lieh, war es für mich beschlossene Sache. Von dem Augenblick an habe ich die Ehe sorgfältig geplant, und jetzt, wo mein Werk von solchem Erfolg gekrönt worden ist, lieber Papa, soll ich das Heiratspläneschmieden aufgeben?«

»Ich verstehe nicht, was du mit ›Erfolg‹ meinst«, sagte Mr. Knightley. »Erfolg setzt Bemühung voraus. Du hast deine Zeit wahrlich sinnvoll und angemessen verbracht, wenn du dich die letzten vier Jahre bemüht hast, diese Ehe zustande zu bringen. Eine würdige Beschäftigung für eine junge Dame! Aber wenn, was ich fast vermute, dein Heiratspläneschmieden, wie du es nennst, nur heißen soll, dass du sie geplant hast, indem du eines schönen Tages zu dir gesagt hast: ›Ich glaube, Mr. Weston wäre eine gute Partie für Miss Taylor‹, und wenn du dir das lang genug eingeredet hast, warum sprichst du dann von Erfolg? Wo ist dein Verdienst? Worauf bist du stolz? Du hast richtig geraten, das ist alles.«

»Und kennen Sie nicht das Vergnügen und den Triumph, richtig geraten zu haben? Dann tun Sie mir leid. Ich hatte Sie für klüger gehalten, denn verlassen Sie sich darauf, richtig zu raten ist niemals bloßes Glück. Eine gewisse Begabung gehört immer dazu, und was mein unglückliches Wort ›Erfolg‹ angeht, um das Sie sich zanken wollen, so glaube ich nicht, dass ich keinerlei Anspruch darauf habe. Sie haben zwei hübsche Standpunkte formuliert, aber ich finde, es gibt noch einen dritten, eine Möglichkeit zwischen Nichtstun und Allestun. Wenn ich Mr. Westons Besuche bei uns nicht ermutigt und hier und da ein bisschen nachgeholfen und allerlei Unebenheiten geglättet hätte, wäre aus allem vielleicht gar nichts geworden. Sie kennen ja Hartfield gut genug, um zu wissen, was ich meine.«

»Ein aufrichtiger und offener Mann wie Mr. Weston und eine vernünftige und unaffektierte Frau wie Miss Taylor kann man getrost sich selbst überlassen. Wahrscheinlich hast du mit deinem Eingreifen eher dir selbst geschadet als ihnen genützt.«

»Emma denkt nie an sich selbst, wenn sie anderen helfen kann«, mischte sich Mr. Woodhouse wieder ein, der nur die Hälfte verstand. »Aber, Kind, tu mir den Gefallen, schmiede keine Heiratspläne mehr. Ehen sind Unsinn. Es ist traurig, wie sie die häusliche Gemütlichkeit zerstören.«

»Nur eine Ehe noch, Papa, nur Mr. Eltons. Der arme Mr. Elton! Du magst ihn gern, Papa. Ich muss mich nach einer Frau für ihn umsehen. In High-

bury gibt es niemand, der ihn verdient. Er ist nun schon ein ganzes Jahr hier und hat sein Haus so gemütlich eingerichtet, dass es ein Jammer wäre, wenn er nicht bald heiratete. Und als er heute die Hände des Brautpaars zusammentat, sah er aus, als ließe er sich diesen freundlichen Dienst auch nicht ungern gefallen.«

»Mr. Elton ist ein adretter junger Mann, ohne Frage, und ein ausgezeichneter junger Mann, und ich mag ihn wirklich gern. Aber wenn du ihm einen Gefallen tun willst, mein Kind, lade ihn eines Tages zum Essen bei uns ein. Das scheint mir sinnvoller. Mr. Knightley ist sicher so freundlich, auch zu kommen.«

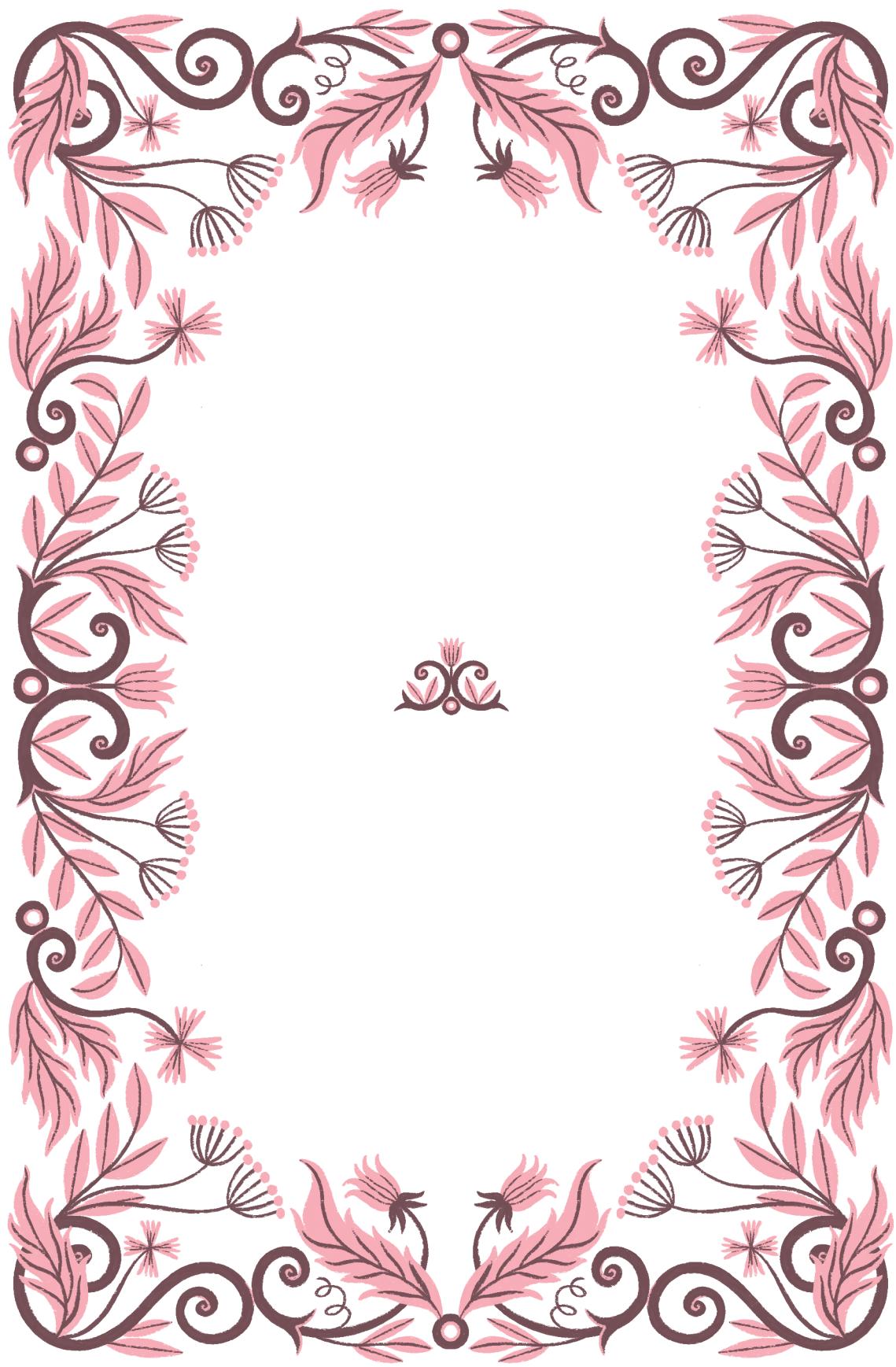
»Mit dem größten Vergnügen, Sir, jederzeit«, sagte Mr. Knightley lachend, »und ich bin völlig Ihrer Meinung, dass es viel sinnvoller wäre. Lade ihn zum Essen ein, Emma, setz ihm einen schönen Braten vor, aber um eine Frau lass ihn sich selber kümmern. Verlass dich darauf, ein Mann von sechzehn oder siebenundzwanzig Jahren kann für sich selber sorgen.«

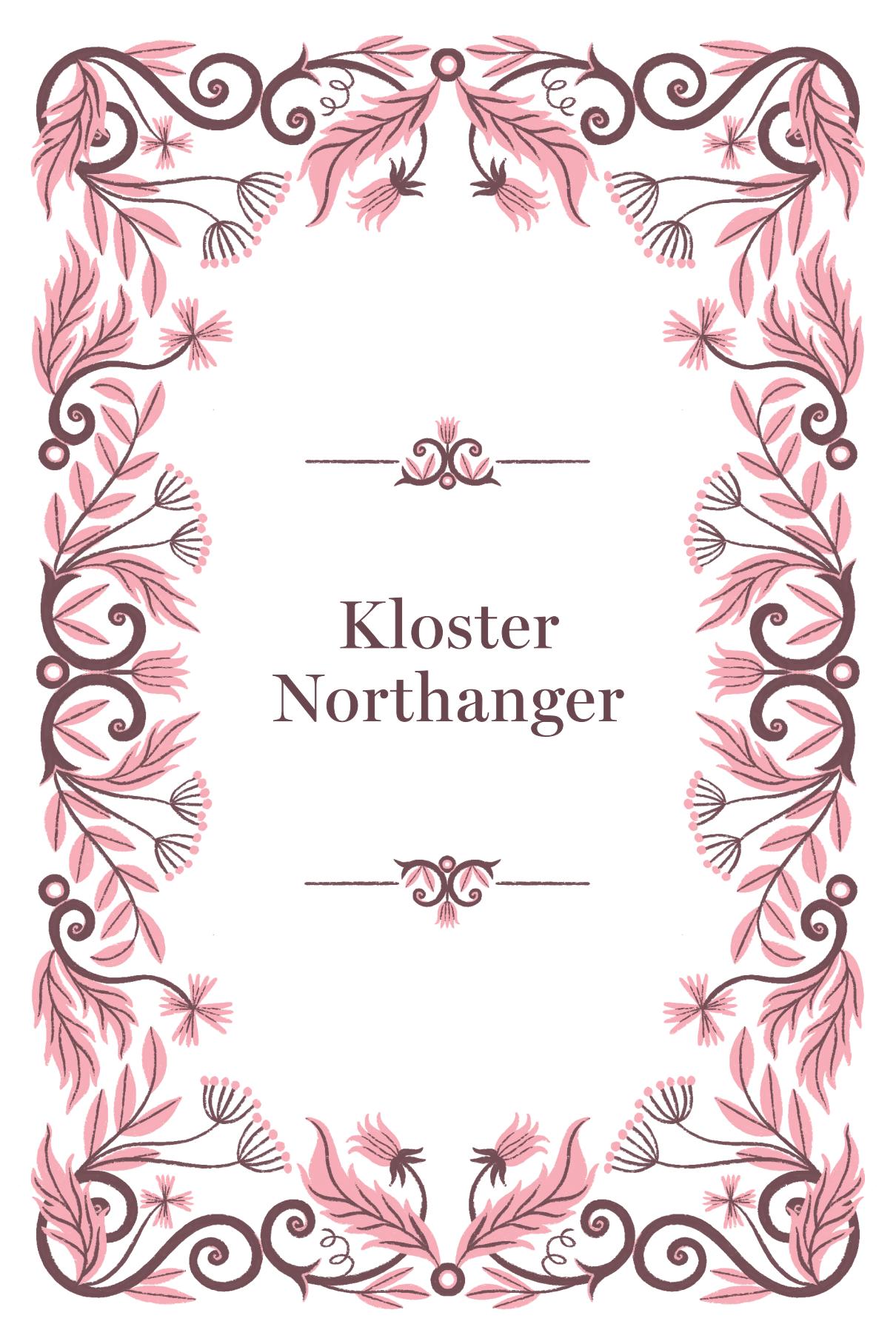
KAPITEL 2



Mr. Weston stammte aus einer angesehenen Familie in Highbury, die seit zwei oder drei Generationen immer mehr zu Ansehen und Wohlstand gelangt war. Er hatte eine gute Erziehung erhalten, aber da er schon früh zu finanzieller Unabhängigkeit gekommen war, hatte er sich für die solide berufliche Laufbahn seiner Brüder nicht interessiert und seinen lebendigen, aufgeschlossenen Geist und sein Bedürfnis nach Geselligkeit dadurch befriedigt, dass er Offizier geworden war.

Hauptmann Weston war allgemein beliebt, und als er bei einem der gesellschaftlichen Anlässe, die das Soldatenleben mit sich brachte, mit Miss Churchill aus einer hochvornehmen Familie in Yorkshire bekannt geworden war und sie sich in ihn verliebte, wunderte sich niemand außer ihrem Bruder und seiner Frau, die ihn aber niemals gesehen hatten und deren Familienstolz durch diese Verbindung verletzt war.





Kloster
Northanger



KAPITEL 1



Wer Catherine Morland als Kind gesehen hatte, wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass sie zur Romanheldin bestimmt war. Ihre Lebensumstände, der Charakter ihres Vaters und ihrer Mutter, ihre äußere Erscheinung und ihr Naturell – alles sprach gleichermaßen gegen sie. Ihr Vater war Pfarrer, dabei aber durchaus nicht zu kurz gekommen oder verarmt, sondern ein sehr angesehener Mann, obwohl er Richard hieß – und eine Schönheit war er auch nie gewesen. Er besaß neben seinen beiden einträglichen Pfarrstellen ein beträchtliches Vermögen und hatte ganz und gar nicht die Angewohnheit, seine Töchter hinter Schloss und Riegel zu sperren. Ihre Mutter war eine schlichte, lebenstüchtige Frau von gleichmäßiger Freundlichkeit und – man höre und staune – unverwüstlicher Konstitution. Sie hatte schon drei Söhne, als Catherine zur Welt kam, und anstatt, wie man doch wohl erwarten durfte, bei ihrer Geburt zu sterben, lebte sie einfach weiter – lebte weiter und gebar sechs weitere Kinder, sah sie alle um sich herum aufwachsen und erfreute sich dabei selbst auch noch bester Gesundheit. Eine Familie mit zehn Kindern kann immer Anspruch auf das Wort »stattlich« erheben; dafür sorgt schließlich schon die Zahl der Köpfe und Arme und Beine, aber bei den Morlands gründete sich das Anrecht auf diese Auszeichnung auf wenig anderes, denn sie waren im Großen und Ganzen recht bieder, und ausgesprochen bieder war viele Jahre lang auch Catherine. Sie war mager und ungelenk, hatte einen blassen, glanzlosen Teint, glattes, dunkles Haar und ausgeprägte Züge. Soweit ihre äußere Erscheinung; ihre geistigen Gaben ließen die zukünftige Romanheldin auch nicht gerade ahnen. Sie liebte alle Jungenspiele und zog Cricket bei weitem nicht nur Puppen, sondern auch den Kindheitsvergnügen vor, mit denen sich Romanheldinnen im Allgemeinen die Zeit vertreiben, wie der Pflege einer kleinen Hausmaus, dem Füttern eines Kanarienvogels oder dem Gießen eines Rosenstrauchs. Ohnehin hatte sie mit Gärten nichts im Sinn, und wenn sie überhaupt Blumen pflückte, dann hauptsächlich aus Schabernack – jedenfalls musste man das daraus schließen,

dass sie immer gerade die aussuchte, die sie auf keinen Fall nehmen sollte. So stand es um ihre Neigungen; um ihre Talente war es nicht minder viel-versprechend bestellt. Sie lernte oder verstand nie etwas, bevor man es ihr erklärte – und manchmal nicht einmal dann, denn sie war oft unaufmerksam und gelegentlich sogar begriffsstutzig. Ihre Mutter brauchte volle drei Monate dazu, ihr »Des Bettlers Bitte« beizubringen, und sogar dann konnte ihre nächstjüngere Schwester Sally es immer noch besser als sie. Aber nicht, dass Catherine durchweg begriffsstutzig war, keineswegs; sie lernte die Fabel vom »Hasen und seinen vielen Freunden« im Handumdrehen. Ihre Mutter wollte, dass sie Klavierspielen lerne, und Catherine war Feuer und Flamme, denn es machte ihr großen Spaß, auf dem alten, unbenutzt herumstehenden Spinett zu klimpern, und so fing sie mit acht Jahren an. Nach einem Jahr war's mit der Lust vorbei, und Mrs. Morland, die nicht darauf bestand, dass ihre Töchter sich trotz mangelnder Begabung und mangelnden Geschmacks Bildung aneigneten, erlaubte ihr, damit aufzuhören. Der Tag, an dem ihr Klavierlehrer entlassen wurde, war einer der glücklichsten in Catherines Leben. Auch ihr Talent zum Zeichnen war nicht überragend, obwohl sie sich damit alle Mühe gab und mehr oder weniger gleich aussehende Häuser und Bäume, Hühner und Küken zeichnete, wenn sie der Rückseite eines Briefes ihrer Mutter habhaft werden oder irgendein anderes Stück Papier erwischen konnte. Schreiben und Rechnen lernte sie von ihrem Vater, Französisch von ihrer Mutter, aber in keinem waren ihre Kenntnisse überwältigend, und sie schwänzte die Stunden, wann immer sie konnte. Was für ein sonderbarer, unergründlicher Charakter! Denn trotz all dieser Anzeichen von Verworfenheit im zarten Alter von zehn Jahren hatte sie weder ein schlechtes Herz noch einen schlechten Charakter, war selten bockig, fast nie unverträglich und trotz gelegentlicher tyrannischer Anfälle röhrend zu den Kleinen; obendrein war sie laut und wild, hasste Stubenarrest und Sauberkeit und liebte es über alle Maßen, den grünen Abhang hinter dem Haus hinunterzurollern.

So war Catherine Morland mit zehn. Mit fünfzehn wuchs sie sich zurecht; sie fing an, sich Locken zu drehen und für Bälle zu interessieren; ihr Teint wurde klarer; Fülle und Farbe machten ihre Züge weicher; ihre Augen wurden lebhafter und ihre Figur betonter. Ihre Vorliebe für Schmutz wich der Freude an Samt und Seide, und mit dem Verstand kam auch die

Sauberkeit. Mit Vergnügen hörte sie nun manchmal ihre Eltern sagen, wie sehr sie sich zu ihrem Vorteil verändert habe. »Catherine wird ein richtig gutaussehendes Mädchen. Heute sieht sie beinahe hübsch aus«, fing sie jetzt von Zeit zu Zeit auf, und solche Sätze waren Musik in ihren Ohren. *Beinahe* hübsch zu sein, bereitet einem Mädchen, das die ersten fünfzehn Jahre ihres Lebens unscheinbar war, größeres Entzücken als jemandem, der schon in der Wiege als Schönheit galt.

Mrs. Morland war eine herzensgute Frau und hatte die besten Absichten mit ihren Kindern, aber sie war so völlig mit ihrem Wochenbett und der Beschäftigung mit den Kleinen ausgelastet, dass ihre älteren Töchter notgedrungen allein zureckkommen mussten, und daher war es auch nicht verwunderlich, dass Catherine, die von Natur so gar nichts von einer Heldenin hatte, im Alter von vierzehn Jahren Cricket, Baseball, Reiten und Herumstromern den Büchern vorzog – oder wenigstens *den* Büchern, aus denen man etwas lernen konnte, denn vorausgesetzt, dass sich ihnen keinerlei nützliches Wissen entnehmen ließ, vorausgesetzt, dass sie nichts Theoretisches, sondern nur Handlung enthielten, hatte sie gegen Bücher gar nichts einzuwenden. Aber zwischen fünfzehn und siebzehn bereitete sie sich auf ihre Rolle als Romanheldin vor; sie las all die Werke, die Heldeninnen gelesen haben müssen, um sich die Zitate einzuprägen zu können, die in den Wechselfällen ihres ereignisreichen Lebens so brauchbar und tröstlich sind.

Von Pope lernte sie, die zu verurteilen, die

»Scherz treiben mit dem Schmerz der andern«;

von Gray, dass

»Manch Blume muss verblühn in Einsamkeit
Und ihren Duft im Wüstensand verströmen«;

von Thompson, dass

»Es ist ein köstliches Bemühen,
Des Geistes jungen Trieb zu ziehen«;

und Shakespeare versorgte sie mit einem großen Vorrat an Wissen, unter anderem, dass

»Dinge, leicht wie Luft,
Sind für die Eifersucht Beweise, stark
Wie Bibelsprüche«;

dass

»Der arme Käfer, den dein Fuß zertritt,
Fühlt körperlich ein Leiden, ganz so groß,
Als wenn ein Riese stirbt«;

und dass eine verliebte junge Frau immer aussieht

»Wie die Geduld auf einer Gruft
Dem Grame lächelnd«.

So weit hatte sie also zufriedenstellende Fortschritte gemacht, und in manch anderer Hinsicht war sie auf dem besten Wege, denn obwohl sie keine Sonette schreiben konnte, zwang sie sich dazu, welche zu lesen, und obwohl anscheinend keine Aussicht für sie bestand, eine ganze Gesellschaft mit der Darbietung eines eigenen Préludes auf dem Klavier in Verzückung zu versetzen, konnte sie dem Spiel anderer zuhören, ohne merklich zu ermüden. Nur mit dem Zeichenstift wusste sie ganz und gar nicht umzugehen – sie hatte zum Zeichnen einfach kein Talent; es langte nicht einmal dazu, das Profil ihres Verehrers so zu skizzieren, dass ihre künstlerische Handschrift darin zu erkennen war. Hier blieb sie kläglich hinter der wahren Größe einer Romanheldin zurück. Aber vorläufig ahnte sie nichts von ihrer Unzulänglichkeit, denn sie hatte gar keinen Verehrer, den sie hätte porträtieren können. Sie hatte das Alter von siebzehn erreicht, ohne einen einzigen liebenswürdigen jungen Mann gesehen zu haben, der ihre Gefühle geweckt hätte, ohne eine einzige wahre Leidenschaft hervorgerufen zu haben, ja, ohne mehr als höchst mäßige und flüchtige Bewunderung erregt zu haben. Das war wirklich sonderbar! Aber sonderbare Dinge hören auf, es zu sein, wenn man ihnen auf den Grund geht. Es gab keinen

einzigsten Lord in der Nachbarschaft, ja, nicht einmal einen Baron. In ihrem gesamten Bekanntenkreis hatte nicht eine einzige Familie einen Jungen großzuziehen, den sie zufällig vor ihrer Tür gefunden hatte – nicht einen einzigen jungen Mann, dessen Herkunft unbekannt war. Ihr Vater hatte kein Mündel und der reichste Mann der Gegend keine Kinder.

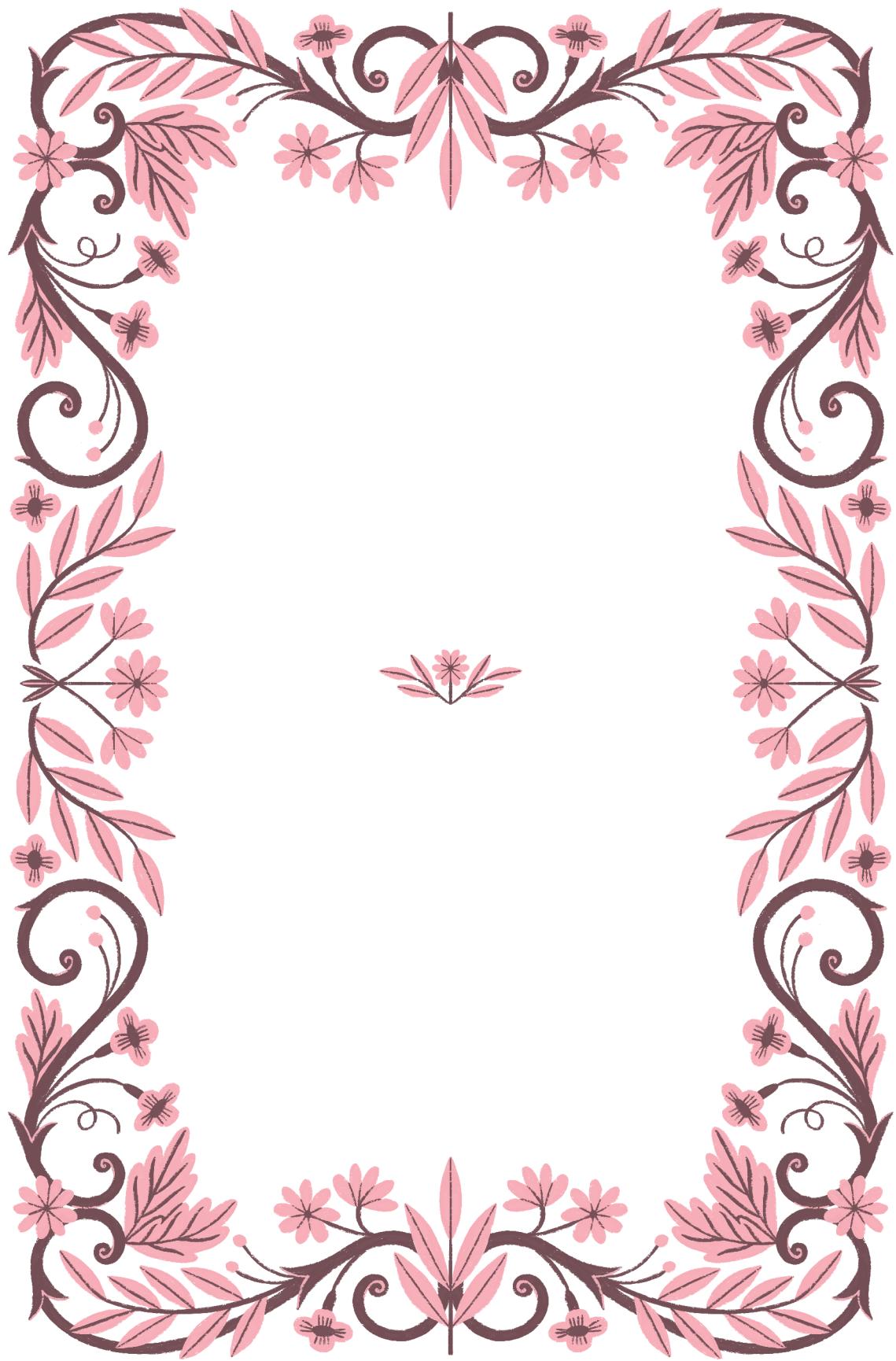
Aber wenn eine junge Dame dazu bestimmt ist, Romanheldin zu werden, können auch die widrigsten Umstände in noch so vielen Familien der Umgebung sie nicht davon abhalten. Etwas muss und wird geschehen, damit ihr der Held über den Weg läuft.

Mr. Allen, dem die Ländereien um Fullerton – das Dorf in Wiltshire, wo die Morlands wohnten – zum größeren Teil gehörten, wurde wegen seiner Gichtanfälle ein Aufenthalt in Bath verschrieben, und seine Gattin, eine gutmütige Dame, die an Miss Morland Gefallen fand und sich vermutlich darüber im Klaren war, dass eine junge Dame Abenteuer anderswo suchen muss, wenn sie diese in ihrem eigenen Dorf nicht findet, lud sie ein, sie zu begleiten. Mr. und Mrs. Morland war es eine große Ehre und Catherine eine große Freude.

KAPITEL 2



Z u allem, was über Catherine Morlands äußere und innere Gaben bereits gesagt worden ist, darf angesichts der bevorstehenden Schwierigkeiten und Gefahren eines sechswöchigen Aufenthalts in Bath zur genaueren Information des Lesers, und da die folgenden Seiten sonst ihr Ziel verfehlten würden, ein angemessenes Bild ihres Charakters zu geben, noch hinzugefügt werden, dass sie ein liebevolles Herz besaß, ein heiteres, offenes Gemüt ohne alle Einbildung oder Affektiertheit, ein Benehmen, das mädchenhafte Ungelenkheit und Schüchternheit gerade abgelegt hatte, eine angenehme und, wenn sie einen guten Tag hatte, sogar hübsche Erscheinung und einen so beschränkten und unerfahrenen Verstand, wie das bei jungen Mädchen von siebzehn gemeinhin der Fall ist.





Überredung



KAPITEL 1



Sir Walter Elliot von Kellynch Hall in Somersetshire war ein Mann, der außer dem Adelskalender nie ein Buch zum Vergnügen in die Hand nahm; dabei aber fand er Beschäftigung in müßigen und Trost in trübsinnigen Stunden; dabei erregte der Gedanke an den ausgesuchten Kreis der noch überlebenden ältesten Adelsfamilien Bewunderung und Ehrfurcht in ihm; dabei verwandelten sich alle unangenehmen Empfindungen, die wohl mit seinen häuslichen Umständen zusammenhingen, unweigerlich in Mitleid und Verachtung, wenn er die schier endlosen Adelsverleihungen des letzten Jahrhunderts durchblätterte; und dabei las er, wenn alle anderen Seiten des Buches ihre Wirkung verfehlten, mit nie versagendem Interesse seine eigene Geschichte. Dies war die Stelle, an der sich sein Lieblingsbuch unterdessen ganz von selbst aufschlug.

Elliot von Kellynch Hall

»Walter Elliot, geb. 1. März 1760, verh. 15. Juli 1784 mit Elizabeth, Tochter von James Stevenson, wohlgeb., von Southpark in der Grafschaft Gloucester. Seine Gemahlin (die 1800 starb) gebar ihm folgende Kinder: Elizabeth (1. Juni 1785), Anne (9. August 1787), einen totgeborenen Sohn (5. November 1789), Mary (20. November 1791).«

Genau so war der Absatz ursprünglich aus den Händen des Druckers gekommen, aber Sir Walter hatte ihn dadurch verbessert, dass er zu seiner eigenen Information und zu der seiner Familie hinter Marys Geburtsdatum die Worte »verh. 16. Dezember 1810 mit Charles, Sohn und Erbe von Charles Musgrove, wohlgeb., von Uppercross in der Grafschaft Somerset« ergänzt und präzise Tag und Monat eingetragen hatte, an dem ihm seine Frau gestorben war.

Dann folgten in den üblichen Formulierungen Geschichte und Aufstieg der alten und angesehenen Familie: wie sie sich ursprünglich in Cheshire niedergelassen hatten, wie sie in Dugdale als höchste königliche Beamte

der Grafschaft und als Abgeordnete in drei aufeinanderfolgenden Parlamenten mit ihrem Eifer im Dienst der Krone und der Verleihung der Baronatswürde im ersten Jahr der Herrschaft Karls II. und all den Marys und Elizabeths, die sie geheiratet hatten, erwähnt wurden – was alles in allem zwei eindrucksvolle Duodezseiten füllte und nach dem Wappen und dem Wahlspruch abschloss mit: »Hauptsitz: Kellynch Hall in der Grafschaft Somerset«, und dem folgenden Zusatz, wieder in Sir Walters eigener Handschrift: »Erbe: William Walter Elliot, hochwohlgeb., Urenkel des zweiten Sir Walter.«

Eitelkeit war das A und O von Sir Walters Charakter – persönliche und gesellschaftliche Eitelkeit. Er hatte in seiner Jugend bemerkenswert gut ausgesehen und war mit vierundfünfzig noch immer ein ausgesprochen ansehnlicher Mann. Nur wenige Frauen verschwendeten wohl mehr Gedanken an ihre äußere Erscheinung als er, und nicht einmal der Kammerdiener irgendeines gerade geadelten Lords hätte begeisterter über seine Stellung in der Gesellschaft sein können. Seiner Meinung nach wurde der Segen der Schönheit nur vom Segen eines Baronats übertroffen, und der Sir Walter, der diese Gaben in sich vereinigte, war der ständige Gegenstand seiner tiefsten Ehrfurcht und Anbetung.

In einer Hinsicht war sein Stolz auf sein gutes Aussehen und seinen Rang berechtigt, denn nur ihnen verdankte er wohl eine Frau, die *charakterlich* allen Ansprüchen, die *er* diesbezüglich stellen durfte, unendlich überlegen war. Lady Elliot war eine großartige Frau gewesen, vernünftig und liebenswert; und wenn man ihr die jugendliche Verblendung vergeben kann, durch die sie Lady Elliot wurde, so waren ihr Urteil und ihre Haltung später auf Nachsicht keineswegs angewiesen. Sie hatte die Schwächen ihres Mannes hingenommen oder gemildert oder zugedeckt und siebzehn Jahre lang zu seinem Ansehen beigetragen; und obwohl sie in ihrem Leben nicht gerade glücklich gewesen war, hatten ihre Pflichten, ihre Freunde und ihre Kinder ihr das Leben lebenswert und keineswegs gleichgültig erscheinen lassen, als die Abschiedsstunde nahte. Drei Mädchen zu hinterlassen, die älteren sechzehn und vierzehn, war ein furchtbare Vermächtnis für eine Mutter, ja mehr, es war eine furchtbare Belastung, sie der Autorität und dem Schutz eines eitlen, oberflächlichen Vaters anzuvertrauen. Sie hatte allerdings eine enge Freundin, eine vernünftige, verdienstvolle Frau, die sich aus Anhänglichkeit zu ihr ganz in ihrer Nähe, im

Dorf Kellynch, niedergelassen hatte und auf deren Verständnis und Rat bei der Verwirklichung all der soliden Grundsätze und Anordnungen, auf die sie bei ihren Töchtern solchen Wert gelegt hatte, sie sich vor allem verließ.

Diese Freundin und Sir Walter heirateten aber trotz allem, was ihre Bekannten in dieser Hinsicht vorausgesagt hatten, nicht. Dreizehn Jahre waren seit Lady Elliots Tod vergangen, und sie waren immer noch enge Nachbarn und gute Freunde, und der eine blieb Witwer und die andere Witwe.

Dass Lady Russell bei ihrem gefestigten Alter und Charakter und ihrer finanziellen Unabhängigkeit an eine zweite Ehe nicht dachte, bedarf keiner Entschuldigung in den Augen der Öffentlichkeit, die eher dazu neigt, unvernünftige Entrüstung zu zeigen, wenn eine Frau tatsächlich wieder heiratet, als wenn sie es nicht tut; aber dass Sir Walter weiter allein blieb, verlangt eine Erklärung. Es sei deshalb angemerkt, dass Sir Walter (nachdem er bei sehr unvernünftigen Heiratsanträgen ein oder zwei persönliche Enttäuschungen erfahren hatte) wie jeder gute Vater stolz darauf war, um seiner lieben Töchter willen unverheiratet zu bleiben. Für *eine* Tochter, für seine älteste, hätte er wirklich auf alles verzichtet – ein Gedanke, der ihm sonst gar nicht nahelag. Elizabeth hatte mit sechzehn, soweit irgend möglich, die Rechte und die gesellschaftliche Stellung ihrer Mutter übernommen; und da sie sehr schön und ihm selbst sehr ähnlich war, war ihr Einfluss auf ihn immer groß gewesen, und sie hatten sich immer glänzend verstanden. Seine beiden anderen Kinder bedeuteten ihm sehr weniger. Mary hatte sich auf Umwegen ein bisschen Bedeutung erworben, indem sie Mrs. Charles Musgrove geworden war, aber Anne mit ihrer geistigen Überlegenheit und ihrem ausgeglichenen Charakter, die ihr die Achtung aller wirklich einsichtigen Menschen einbringen mussten, bedeutete weder ihrem Vater noch ihrer Schwester etwas; ihr Wort zählte nicht, auf ihre Bequemlichkeit kam es nicht an; sie war nur Anne.

Aber sie war Lady Russells geliebte und hochgeschätzte Patentochter, Favoritin und Freundin. Lady Russell liebte sie alle, aber nur in Anne sah sie das leibhaftige Ebenbild ihrer Mutter.

Vor ein paar Jahren war Anne Elliot ein sehr hübsches Mädchen gewesen, aber ihre Schönheit war früh vergangen; und da sie für ihren Vater auch in ihrer vollen Blüte wenig Bewundernswertes gehabt hatte (so völlig verschieden waren ihre feinen Züge und freundlichen dunklen Augen von

seinen eigenen), besaß sie jetzt, wo sie verwelkt und dünn war, nichts mehr, was seinen Beifall fand. Er hatte sich nie großen Hoffnungen hingegeben und hegte jetzt gar keine mehr, ihren Namen je auf einer weiteren Seite seines Lieblingsbuches zu sehen. Eine ebenbürtige Heirat kam nur für Elizabeth in Frage, denn Mary hatte lediglich in eine alteingesessene Gutsbesitzerfamilie von Ansehen und großem Vermögen eingeheiratet und war deshalb durch ihre Heirat nicht im Rang gestiegen, sondern gesunken. Elizabeth würde irgendwann einmal angemessen heiraten.

Es kommt manchmal vor, dass eine Frau mit neunundzwanzig hübscher ist als zehn Jahre zuvor; und wenn sie nicht unter Krankheit oder Kummer gelitten hat, handelt es sich im Allgemeinen um einen Zeitpunkt im Leben, an dem sie kaum an Charme eingebüßt hat. So war es mit Elizabeth – immer noch dieselbe schöne Miss Elliot, zu der sie vor dreizehn Jahren herangewachsen war, und man konnte es Sir Walter deshalb verzeihen, dass er ihr Alter vergaß, oder ihn jedenfalls nicht für ganz so naiv halten, wenn er sich und Elizabeth, während das gute Aussehen aller anderen dahin war, blühend fand wie eh und je, denn er konnte deutlich sehen, wie der Rest seiner Familie und seiner Bekanntschaft alterte. Anne hager, Mary gewöhnlich, jedes Gesicht in der Nachbarschaft heruntergekommen, und die rapide Vermehrung von Krähenfüßen in Lady Russells Augenwinkeln beobachtete er seit langem mit Beklommenheit.

Elizabeth besaß nicht ganz die Selbstgefälligkeit ihres Vaters. Seit dreizehn Jahren war sie Herrin von Kellynch Hall und herrschte und lenkte mit einer Besonnenheit und Entschiedenheit, die niemals den Gedanken nahelegten, sie sei jünger, als sie tatsächlich war. Dreizehn Jahre lang hatte sie die Rolle der Gastgeberin gespielt und die häusliche Ordnung bestimmt und war zur vierspännigen Kutsche vorausgeschritten und hatte unmittelbar hinter Lady Russell alle Wohnzimmer und Esszimmer in der Gegend verlassen. Dreizehnmal hatte der wiederkehrende Winterfrost sie jeden standesgemäßen Ball eröffnen sehen, den eine dünngesäte Nachbarschaft zustande brachte; und dreizehnmal hatte der Frühling seine Blüten gezeigt, wenn sie mit ihrem Vater nach London reiste, um jährlich ein paar Wochen die große Welt zu genießen. Sie lebte in der Erinnerung daran. Sie lebte in dem Bewusstsein, neunundzwanzig zu sein; und beides verursachte ihr ein gewisses Bedauern und eine gewisse Beklemmung. Sie war durchaus überzeugt, dass sie immer noch so schön war wie eh und je, aber

sie spürte, dass sie sich den gefährlichen Jahren näherte; und die Gewissheit, dass jemand von Adel im Laufe der nächsten ein oder zwei Jahre förmlich um ihre Hand anhalten würde, hätte sie unendlich erleichtert. Dann könnte sie das Buch der Bücher wieder mit der gleichen Freude in die Hand nehmen wie in Kindertagen. Aber jetzt hatte sie eine Abneigung dagegen. Immer mit dem eigenen Geburtsdatum konfrontiert zu werden und keine Heirat folgen zu sehen als die ihrer jüngsten Schwester verleidete ihr das Buch; und wenn ihr Vater es offen in ihrer Nähe auf dem Tisch liegen gelassen hatte, hatte sie es mehr als einmal mit abgewandtem Blick zugeklappt und von sich geschoben.

Sie hatte darüber hinaus eine Enttäuschung erlebt, deren Erinnerung das Buch und besonders die Geschichte ihrer eigenen Familie immer wachhalten würden. Der Erbe, genau jener William Walter Elliot, hochwohlgeb., dessen Ansprüche so großzügig von ihrem Vater unterstützt worden waren, hatte sie enttäuscht.

Schon als sehr junges Mädchen, sobald sie wusste, dass er der zukünftige Baron sein würde, wenn sie keinen Bruder haben sollte, hatte sie beschlossen, ihn zu heiraten; und ihr Vater hatte sie in diesem Entschluss immer bestärkt. Sie hatten ihn als Jungen nicht gekannt, aber bald nach Lady Elliots Tod hatte Sir Walter sich um die Bekanntschaft seines Neffen bemüht; und obwohl seine Annäherungsversuche nicht auf Begeisterung gestoßen waren, hatte er seine Bemühungen fortgesetzt, wobei er ihm die bescheidene Zurückhaltung der Jugend zugutehielt; und bei einem ihrer Frühjahrsausflüge nach London, als Elizabeth in ihrer ersten Blüte war, hatten sie Mr. Elliot ihre Bekanntschaft aufgezwungen.

Er war zu der Zeit noch ein sehr junger Mann, der gerade sein Jurastudium absolvierte. Elizabeth fand ihn ungewöhnlich anziehend, und sein persönlicher Eindruck bestätigte sie in ihren Absichten. Er wurde nach Kellynch Hall eingeladen. Man sprach von ihm und erwartete ihn für den Rest des Jahres, aber er kam nie. Im folgenden Frühjahr traf man ihn wieder in London, fand ihn nicht minder anziehend, ermutigte ihn, lud ihn ein und erwartete ihn, und wieder kam er nicht; und als Nächstes kam die Nachricht, dass er verheiratet war. Statt sein Glück auf *dem* Wege zu suchen, der für den Erben des Hauses Elliot vorgezeichnet war, hatte er sich seine Unabhängigkeit durch eine Verbindung mit einer reichen Frau von niederer Herkunft erkauft.

Sir Walter hatte es ihm verübelt. Als Haupt der Familie fand er, man hätte seinen Rat einholen sollen, besonders nachdem er sich mit dem jungen Mann in aller Öffentlichkeit gezeigt hatte. Denn man müsse sie zusammen gesehen haben, bemerkte er, einmal bei Tattersall und zweimal in der Vorhalle des Unterhauses. Er gab seiner Missbilligung Ausdruck, aber offenbar ohne jeden Erfolg. Mr. Elliot hatte sich zu keiner Entschuldigung veranlasst gesehen und sich so wenig an weiteren Aufmerksamkeiten von Seiten der Familie interessiert gezeigt, wie Sir Walter ihn für ihrer unwürdig hielt; jeder Verkehr zwischen ihnen wurde eingestellt.

Diese sehr peinliche Geschichte mit Mr. Elliot erfüllte Elizabeth, die den jungen Mann um seiner selbst willen und mehr noch, weil er der Erbe ihres Vaters war, gemocht hatte und deren ausgeprägter Familienstolz nur in *ihm* eine angemessene Partie für Sir Walters älteste Tochter sehen konnte, noch nach Ablauf mehrerer Jahre mit Ärger. Es gab von A bis Z keinen Baron, den sie so bereitwillig als gleichberechtigt empfunden hätte. Aber er hatte sich so schäbig benommen, dass sie sich trotz der Trauerbinde, die sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt (im Sommer 1814) um seiner Frau willen trug, nicht gestatten konnte, ihn noch einmal in Erwägung zu ziehen. Die Schande seiner ersten Ehe hätte man, da kein Grund zu der Annahme bestand, dass sie durch Nachkommen fortgesetzt worden war, verschmerzt, wäre es nicht noch schlimmer gekommen. Aber er hatte, wie sie durch die übliche Einmischung wohlmeinender Freunde erfahren hatten, sehr abfällig von ihnen allen, sehr beleidigend von dem Blut, zu dem er gehörte, und dem Titel gesprochen, der später auf ihn übergehen würde. So etwas war unverzeihlich.

Das waren Elizabeths Gesinnungen und Gefühle. Das waren die Sorgen und Aufregungen, die Eintönigkeit und Vornehmheit, Luxus und Nichtigkeit ihres alltäglichen Lebens erträglicher und abwechslungsreicher machen sollten. Das waren die Empfindungen, die einem langen, ereignislosen Aufenthalt in dem immer gleichen ländlichen Zirkel Interesse geben, die Leere beseitigen sollten, wo nützliche Tätigkeiten außerhalb, Begabungen und Talente innerhalb des Hauses fehlten, um sie zu füllen.

Aber jetzt begann eine neue Aufgabe und Sorge ihre Gedanken zu beschäftigen. Ihr Vater geriet immer mehr in finanzielle Schwierigkeiten. Sie wusste, dass er den Adelskalender nur noch in die Hand nahm, um die hohen Rechnungen seiner Lieferanten und die unangenehmen An-

spielungen von Mr. Shepherd, seinem Rechtsanwalt, darüber zu vergessen. Der Besitz von Kellynch war ertragreich, aber den Ansprüchen, die Sir Walter an den Lebensstil seines Besitzers stellte, nicht gewachsen. Solange Lady Elliot lebte, hatten Überlegung, Bescheidenheit und Sparsamkeit geherrscht, so dass er mit seinen Einkünften gerade auskam. Aber mit ihr war auch alle Rechtschaffenheit dahingegangen, und seit der Zeit hatte er ständig über seine Verhältnisse gelebt. Er hatte es nicht fertiggebracht, weniger auszugeben; er hatte nur getan, wozu Sir Walter Elliot unbedingt verpflichtet war. Aber schuldlos, wie er war, geriet er nicht nur immer tiefer in Schulden, sondern bekam es auch so oft zu hören, dass es aussichtslos wurde, es auch nur teilweise länger vor seiner Tochter zu verheimlichen. Er hatte ihr gegenüber im letzten Frühjahr in London einige Andeutungen gemacht. Er war sogar so weit gegangen, zu fragen: »Können wir uns einschränken? Meinst du, dass wir uns irgendwo einschränken können?« – und Elizabeth, das muss man ihr lassen, hatte im ersten Eifer weiblicher Panik ernsthaft darüber nachgedacht, was zu tun sei, und schließlich die beiden folgenden Sparmaßnahmen vorschlagen: einige unnötige Wohltätigkeitsspenden zu streichen und von einer Neumöblierung des Wohnzimmers abzusehen, wozu ihr später noch der glückliche Einfall kam, Anne diesmal, wie es sonst ihr jährlicher Brauch gewesen war, kein Geschenk mitzubringen. Aber diese Maßnahmen, so sinnvoll sie auch sein mochten, wurden dem tatsächlichen Ausmaß des Übels, das in seiner ganzen Tragweite ihr zu gestehen Sir Walter sich bald danach genötigt sah, bei weitem nicht gerecht. Elizabeth hatte keine tiefergreifenden Hilfsmittel vorzuschlagen. Sie fühlte sich genau wie ihr Vater missbraucht und unglücklich; und sie waren beide außerstande, Wege zu finden, ihre Ausgaben einzuschränken, ohne auf unerträgliche Weise ihre Würde zu beeinträchtigen oder auf ihre Bequemlichkeit zu verzichten.

Es gab nur einen kleinen Teil seines Besitzes, den Sir Walter veräußern konnte. Aber hätte er sich von jedem Stückchen Erde trennen können, es hätte nichts genutzt. Er hatte sich, soweit es in seiner Macht stand, zu Hypotheken herabgelassen, aber er würde sich nie dazu herablassen, zu verkaufen. Nein, so weit würde er den Familiennamen nicht entehren. Der Besitz von Kellynch würde heil und ganz, so, wie er ihn übernommen hatte, weitergegeben werden.

Ihre beiden engsten Freunde, Mr. Shepherd, der in der nächsten Kleinstadt wohnte, und Lady Russell, wurden um ihren Rat gebeten, und sowohl Vater als auch Tochter erwarteten anscheinend, dass einer von beiden einen Einfall haben würde, wie man ihnen aus der Verlegenheit helfen und ihre Ausgaben verringern könne, ohne dass ihre Ansprüche an Geschmack oder Stolz Abbruch erleiden würden.

KAPITEL 2



Mr. Shepherd, ein höflicher, vorsichtiger Rechtsanwalt, dem ungeachtet seiner Macht oder seiner Ansichten über Sir Walter daran lag, die unangenehmen Nachrichten von jemand anderem offenbaren zu lassen, enthielt sich auch der leisen Andeutung und erlaubte sich lediglich, dem ausgezeichneten Urteil von Lady Russell, von deren gesundem Menschenverstand er sich genau *die* einschneidenden Maßnahmen versprach, die er letzten Endes getroffen zu sehen wünschte, seine uneingeschränkte Hochachtung auszusprechen.

Lady Russell lag das Thema außerordentlich am Herzen, und sie machte sich ernsthafte Gedanken darüber. Zuverlässig, wenn auch nicht schnell in ihrem Urteil, war sie eine Frau, die bei dem Aufeinanderprallen zweier wichtiger Grundsätze große Schwierigkeiten hatte, eine Entscheidung zu treffen. Sie war eine durch und durch integre Frau, mit unbestechlichem Ehrgefühl. Aber sie war ebenso bemüht, Sir Walters Gefühle zu schonen, wie auf das Ansehen der Familie bedacht, ebenso standesbewusst in ihren Vorstellungen über ihre gesellschaftlichen Ansprüche, wie ein vernünftiger und aufrichtiger Mensch nur sein konnte. Sie war eine wohlmeinende, gütige, ehrliche Frau und zu starken Bindungen fähig, äußerst korrekt in ihrem Benehmen, streng in ihren Vorstellungen von Anstand und mit Umgangsformen, die für den Inbegriff einer guten Kinderstube gehalten wurden. Sie war gebildet und dachte im Allgemeinen rational und logisch – aber sie hatte Vorurteile in Fragen des Standes. Sie maß Rang und Stellung eine Bedeutung

